



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Vom Vorurteil zum Urteil: Übung als wesentliche
Komponente der DolmetscherInnenausbildung“

Verfasserin

Katharina Wilczek, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, im Mai 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 065 375 342

Studienrichtung lt. Studienblatt: Dolmetschen

Betreuerin: Univ.-Prof. Mag. Dr. Mira Kadric-Scheiber

Vorwort

Mein besonderer Dank gebührt vor allem meinen Eltern, die mich die ganze Ausbildungszeit hindurch finanziell und mental unterstützt haben. Ebenso sehr möchte ich meinen engsten FreundInnen und StudienkollegInnen danken, dass sie immer an mich geglaubt haben und dies auch weiterhin tun, sowie mir das ganze Studium lang, sei es durch Worte oder Taten, direkt oder indirekt Kraft gespendet haben.

An dieser Stelle möchte ich vor allem Sara Ojczenasz, Krystian Klimuk, Magdalena Pijanowski, Ewa Trzeźniowska und Olivia Wajman aus tiefstem Herzen danken. Mein aufrichtiges Dankeschön geht aber auch an Dr. Irmgard Steiner und meine Mentorin (im Rahmen des Alma Mentoringprogramms) MMag. Veronika Kindler. Sie alle haben mir nicht nur stets Mut zugesprochen, sondern auch mein Durchhaltevermögen und Ehrgeiz immer wieder von Neuem wachgerüttelt und mich dazu motiviert trotz gesundheitsbedingter Probleme, einiger Motivationstiefs und Krisen, Selbstzweifel und nagendem Perfektionismus diese Arbeit zu bewältigen.

Zu Dank verpflichtet bin ich natürlich meiner Betreuerin Univ.-Prof. Mag. Dr. Mira Kadric-Scheiber, die mir bereits im Rahmen des Forschungsseminars durch persönliche Gespräche und Diskussionen Anregendes und Richtungsweisendes vermittelt hat.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
2. Born or made?	9
2.1 Gar keine Anforderungen an angehende DolmetscherInnen?	14
2.1.1 Anforderungen an BerufsanwärterInnen – ein Vergleich	15
2.1.2 Grundlegende Anforderungen	16
2.2 Standpunkt internationaler Verbände	30
2.2.1 AIIC	30
2.2.2 Generaldirektion Dolmetschen (GD SCIC)	31
2.3 Fazit	34
3. Rolle des Übungsprozesses beim Dolmetschen	35
3.1 Relevanz kognitionspsychologischer Erkenntnisse für das Simultandolmetschen	35
3.1.1 Mustererkennung – Schablonenvergleich & Merkmalsanalyse	36
3.1.2 Konzeptgeleitete Verarbeitung	38
3.1.3 Gedächtnis, Chunking und Elaboration	40
3.1.4 Automatisierte Operationen – wie kommen sie zustande?	43
3.2 Rückschlüsse auf das Dolmetschen	45
3.2.1 Kontext beim Dolmetschen	45
3.2.2 Automatisierte Operationen beim Dolmetschen	46
4. Dolmetschwissenschaftliche Belege	49
4.1 Pinters empirische Untersuchungen zum Einfluss der Übung auf simultanes Sprechen und Hören	49
4.2 Kurz Längsschnittuntersuchung zum Einfluss der Übung auf simultanes Sprechen und Hören	51
4.3 Giles Effort Modell	54
4.3.1 Effort Model für das Simultandolmetschen mit Text	57
4.3.2 Effort Model für das Konsektivdolmetschen	59
4.4 Fazit	64
5. Einfluss auf die Dolmetschdidaktik	65
5.1 Ziel der Dolmetschdidaktik	65
5.2 Vermittlung von Strategien und Taktiken	68
5.2.1 Verständnistaktiken	68
5.2.2 Präventive Taktiken	70
5.2.3 Reformulierungstaktiken	71
5.3 Wahl der simultanspezifischen Dolmetschtaktiken	76
5.4 Selbststudium	79
5.4.1 Übungen vor einem Spezialstudium	79
5.4.2 Fachspezifische Übungen	81
5.5 Fazit	82
6. Schlusswort	83
7. Bibliographie	85
8. Abbildungsverzeichnis	89
9. Anhang	90
9.1 Abstract (Deutsch)	90

9.2 Abstract (Englisch)	90
9.3 Lebenslauf.....	91

1. Einleitung

„Usus magister est optimus.“

„Übung ist der beste Lehrmeister.“

Marcus Tullius Cicero (106 - 43 v.Chr.)

Eine weitverbreitete Annahme ist, dass ein/e erfolgreiche/r Dolmetscher/in nicht bloß jene/r ist, der seine/ihre Arbeitssprachen perfekt beherrscht, sondern jene/r, der/die für diesen Beruf gerade zu geschaffen, um nicht zu sagen sogar für diesen Beruf geboren wurde. Beispielsweise gehen viele davon aus, Übersetzen und Dolmetschen könne jeder, der über genügend Sprachkompetenz verfügt, insbesondere zweisprachig aufgewachsene Menschen seien für Dolmetschberuf prädestiniert, da Ihnen die Dolmetschkompetenzen quasi in die Wiege gelegt wurden.

Daher drängt sich die Frage auf: wird man zum Dolmetschen etwa berufen? Gibt es den geborenen Dolmetscher par excellence oder kann jemand mittels systematischer Dolmetschübungen seine Fertigkeiten soweit ausfeilen, um den Dolmetschberuf tatsächlich professionell ausüben zu können?

Ziel der vorliegenden Masterarbeit ist, u.a. diesen sowie ähnlichen, in Korrelation stehenden Fragen auf den Grund zu gehen. Das Phänomen des Dolmetschtrainings soll mit einigen seiner Facetten vorgestellt werden. Besondere Aufmerksamkeit soll hierbei dem Simultandolmetschen, das den eigentlichen Interessensschwerpunkt der gegenständlichen wissenschaftlichen Arbeit bildet, gewidmet werden. Dabei ist die Thematik dieser Arbeit vor allem für angehende, professionelle DolmetscherInnen von Relevanz, aber auch für all jene, die Interesse an der translatorischen Tätigkeit zeigen.

Da es sich hierbei um eine kompilatorische Arbeit handelt, stützt sich die Verfasserin auf ausgewählte, bisher in der Fachliteratur erschienene Beiträge und greift u.a. auf in der Dolmetschwissenschaft bereits vorliegende, größtenteils bekannte Kompetenzmodelle sowie empirische Untersuchungen zurück. Diese sollen jeweils kurz vorgestellt, ansatzweise erläutert und analysiert, als auch zueinander in Beziehung gesetzt und verglichen werden, um eventuelle Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten feststellen zu können. Dies erlaubt zu Rückschlüssen zu gelangen und zu ermitteln, ob

bzw. inwiefern systematische Übung Einfluss auf die Dolmetschleistung hat. Ferner werden einige Dolmetschstrategien sowie weitere nützliche Trainingsmethoden, die in der Fachliteratur vorgeschlagen werden, präsentiert.

Was den Aufbau der Arbeit betrifft, so soll zunächst gezeigt werden, welche Position die Dolmetschwissenschaft beispielsweise in der Debatte um den geborenen und zum Dolmetscher „gemachten“ (*Kapitel 2*) einnimmt und welche Rolle sie dem Dolmetschtraining (*Kapitel 3*) zuschreibt. Hierbei wird auch ein kurzer Exkurs in die Kognitionspsychologie (*siehe 3.1*) unternommen. Im Anschluss darauf werden Pinters (1969), Kurz (1996) und Giles (2009) wissenschaftliche Arbeiten vorgestellt, um den Stellenwert des Übungsprozesses noch besser nachvollziehen zu können (*siehe Kapitel 3.2*). In Kapitel 5 wird auf den Zusammenhang zwischen Didaktik und Dolmetschtraining, auf dolmetschspezifische Taktiken sowie auf die Bedeutung des Selbststudium eingegangen. Abschließend folgt die Schlussbemerkung.

2. Born or made?

Vor über 30 Jahren schieden sich die Geister darüber, ob es „den geborenen Dolmetscher“ schlechthin gäbe oder nicht. So vertrat beispielweise Nida (1981, zit. n. Gile 2009:7) die Ansicht, dass „translators are born not made“¹. Demzufolge sollten bereits angehende TranslatorInnen² von vornherein über gewisse intrinsische Fähigkeiten verfügen. Im Gegensatz dazu war Healey (1978, zit. n. Gile 2009:7) der Meinung, dass diese „are made, not born“.

Auch in neueren Werken hält Nida (2001) weiterhin an seinem Standpunkt von damals fest und formuliert diesen zumal ident, wobei er in seiner Aussage neben ÜbersetzerInnen nun auch explizit DolmetscherInnen erwähnt: „[I]t is often said that particularly competent translators and interpreters are born, not made“ (Nida 2001:88). Nida (vgl. 2001:4,7,88f.) geht davon aus, dass hochqualifizierte und äußerst kreative TranslatorInnen mit einer besonderen Begabung, einem bereits angeborenem, sehr feinem Sprachgefühl, ausgestattet sein müssen, um erfolgreich zu sein. Er begründet dies mittels eines Vergleiches, wonach zwischen TranslatorInnen, MusikerInnen und KünstlerInnen eine Ähnlichkeit bestehe: „[T]ranslating and interpreting are largely inherent skills similar to what occurs in the fields of music and graphic art“ (Nida 2001:89).

Zu kritisieren gäbe es m.E. nach, dass mit der oben zitierten Aussage, der Eindruck entsteht, ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen ließen sich auf ein und dasselbe abtun. Obgleich die Dolmetsch- und Übersetzungswissenschaft in der Tat eine gemeinsame Basis haben – beide sind ja Teil der Translationswissenschaft –, können sie nicht in einen Topf geworfen werden. Als Argument dafür, wäre u.a. die Entstehung der Dolmetschwissenschaft als selbständige Disziplin zu nennen.

¹ Das Pendant betreffend DolmetscherInnen lieferte Renée van Hoof-Haferkamp (1973, zit. n. Kalina 1998:233), Leiterin des damaligen Dolmetscherdienstes der Kommission der Europäischen Gemeinschaft mit ihrer Aussage „Interpreters are born, not made“.

² In dieser Arbeit wird der in der Translationswissenschaft gängige Oberbegriff *TranslatorInnen* zur Bezeichnung beider Berufsgruppen – sprich DolmetscherInnen und ÜbersetzerInnen – synonym gebraucht.

Argumente wie jene von Nida (1981, 2001) scheinen zweifelsohne den Sinn und Zweck einer universitären Ausbildung in Frage zu stellen. Zwar gibt es in der Tat einige DolmetscherInnen, die, obwohl sie keine (akademische) Schulungen in diesem Bereich nachweisen können, überaus erfolgreiche Autodidaktiker sind, jedoch bilden diese Menschen wohl eher die Ausnahme³. Nichtsdestotrotz scheint Nida (2001:104) einzugestehen, dass die Translationskompetenz „increases rapidly with practice, especially if there are sources of help in dealing with special problems, for example, teachers in schools of translation“.

Kalina (1998, 2000) fechtet den Standpunkt „Interpreters are born, not made“ an und argumentiert, dass derartige Aussagen unter gewissen Umständen vor der Etablierung der Dolmetschwissenschaft vertretbar waren, zu Zeiten als das Konferenzdolmetschen noch in den sprichwörtlichen Kinderschuhen steckte. Jedoch zeigen Auffassungen wie die oben zitierte, welche „geringe wissenschaftlich fundierte Leistungsfähigkeit der Lehre – und somit auch der Forschung – von der Praxis zugetraut wurde und teils noch wird“ (Kalina 1998:233). Ginge die Dolmetschwissenschaft tatsächlich davon aus, dass sich gewisse Kompetenzen bei angehenden DolmetscherInnen, die über entsprechende Voraussetzungen verfügen, mit der Zeit von selber einstellen, dann wäre ein didaktischer Ansatz vollkommen überflüssig. Das wiederum löst die Frage aus, wie DolmetscherInnen in spe ohne entsprechender Erfahrungen, die ja zum größten Teil gerade während der Ausbildung gesammelt werden, im Stande seien ihre Dolmetschleistungen zu beurteilen und gute von

³ Auch Gile (2009:6) spricht von „top-level“ DolmetscherInnen, die sich Wissen und Kenntnisse im Dolmetschbereich durch ihre Erfahrungen und Selbstunterricht angeeignet haben eher als äußerst selten vorkommende Ausnahmebeispiele. Er selbst hat in seiner Zusammenarbeit mit autodidakten TranslatorInnen jedoch mehrmals festgestellt, dass sich einige von Ihnen von Beginn an schlechte Gewohnheiten aneignen und diese nur schwer ablegen können. Andere wiederum gelangen früher oder später an einen Punkt, der es ihnen erschwert weitere Fortschritte zu machen und ihre berufliche Entwicklung ins Stocken bringt. Heine (2000) nach gibt es genug traurige Beispiele, die davon zeugen, „welchen Schaden sogenannte *self-made super talents* anrichten können“ (Heine 2000:215, kursive Hervorhebung im Original). Derselben Meinung wie Gile (2009) ist auch der Internationale Verband der Konferenzdolmetscher (AIIC 2014), der für sein Engagement in Sachen Förderung der Professionalität und der Qualität des Dolmetschberufes bekannt ist. Zwar bestreitet er nicht, dass es Einzelne tatsächlich ohne jeglicher Ausbildung geschafft haben, sich als KonferenzdolmetscherInnen zu etablieren, ungeachtet dessen empfiehlt er jedoch, sich systematischen Trainings zu unterziehen unter Aufsicht professioneller Lehrender, sodass der Beruf auf lange Sicht auch professionell ausgeübt werden kann (vgl. <http://aiic.net/page/56/advice-to-students-wishing-to-become-conference-interpreters#canibe>).

schlechten Performances differenzieren zu können. Zudem sei es ohne eine spezifische Ausbildung nahezu unmöglich, die für das Metier des professionellen Dolmetschens essentiellen Automatismen, Methoden und Strategien einfach aus sich selbst heraus zu entwickeln. Die für das Dolmetschen erforderliche „strategische Verarbeitungsweise (...) [ist] nicht mit den natürlich erworbenen Fähigkeiten allein zu bewältigen“ (Kalina 1998:219).

Als weiteres Argument, das gegen den „geborenen Dolmetscher“ spricht, führt Kalina (2000:170) den kontinuierlich steigenden Bedarf an KonferenzdolmetscherInnen⁴ an, der von „Naturtalenten“ allein nicht abgedeckt werden kann. Daher ist eine dolmetschspezifische Ausbildung eminent wichtig, was u.a. dem folgenden Zitat entnommen werden kann:

Die Anforderungen an Konferenzdolmetscher sind mittlerweile so hoch und komplex, dass die Förderung einzelner talentierter Naturbegabungen nicht ausreicht, um professionell arbeitende Dolmetscher in der erforderlichen Zahl heranbilden und zur Verfügung stellen zu können. Talentförderung allein kann im Übrigen auch nicht Ziel oder Gegenstand allein einer wissenschaftlichen Studiums sein. Somit kommt einer soliden, systematisch aufgebauten, theoretisch und methodisch abgesicherten Ausbildung eine immer größere Bedeutung zu (Kalina 2000:170).

In Anlehnung an Healeys (1978) Konzept verfolgt Mackintosh (1999), ähnlich wie Kalina (1998, 2000), den Ansatz des „made interpreter“. In ihrer Arbeit liefert sie einen Überblick über die Entwicklung der DolmetscherInnenausbildung seit den Nürnberger Prozessen. Ihr zufolge lässt gerade die Entstehung zahlreicher translatorischer Bildungsstätten weltweit darauf schließen, dass „interpreters are no longer born, but made“ (Mackintosh 1999:67).

Mancheine/r könnte meinen, dass sich bei Kautz (2000:306) Parallelen zum Ansatz des „born interpreter“ erkennen lassen, denn ihm zufolge ist eine gewisse Veranlagung für das Dolmetschen vonnöten; und zwar meint er hiermit „die zumindest als Prädisposition schon vor der Dolmetschausbildung angelegte Fähigkeit“ hinter Sprache und Inhalt die Intentionen und Erwartungen der KommunikationspartnerInnen

⁴ Der Vollständigkeit halber sei erklärt, dass der Begriff Konferenzdolmetschen nicht nur das Konsekutivdolmetschen (KD) und Simultandolmetschen (SD) umfasst, sondern auch andere Dolmetscharten wie z.B. das Flüster- oder Gesprächsdolmetschen. „Gedolmetscht wird dabei entweder zwischen zwei Sprachen (bilingual) oder aus einer oder mehreren Sprachen in eine Grundsprache (im Normalfall die Muttersprache)“ (Kalina 2000:163).

zu durchschauen und rasch Beziehungen zwischen all diesen Aspekten herzustellen; des Weiteren „die Fähigkeit, die beim verstehenden Hören ausgelösten Assoziationen zu ‚kanalisieren‘, d.h. im Zieltext zu berücksichtigen, ohne sie zum Anlass für eigene, weiterführende Überlegungen zu nehmen.“

Best (2002) vertritt einen sehr ähnlichen Standpunkt, der im Einklang mit dem Grundgedanken des „geborenen Dolmetschers“ zu sein scheint. So schreibt sie der Begabung eine wichtige Rolle zu und stellt diese als Faktum dar:

Es gibt eben sprachbegabte und weniger sprachbegabte Menschen, und damit ist nicht nur die Begabung für das Erlernen von Fremdsprachen, sondern Sprachbegabung im weitesten Sinne gemeint. Dazu gehört in erster Instanz die muttersprachliche Begabung (...) Das Vorhandensein einer solchen Begabung ist für die Aufnahme des Übersetzer- bzw. Dolmetscherstudiums unabdingbar; sie ist die Basis für die während des Studiums notwendige berufsspezifische Erweiterung der grundsprachlichen Kompetenz (Best 2002:124).

Im Gegensatz dazu ist Gile (2009:7) nach die Kontroverse um „den geborenen Dolmetscher“ oder „zum Dolmetscher Gemachten“ als gegenstandslos zu betrachten, sofern jene divergierenden Ansichten tatsächlich buchstäblich verstanden werden. Obgleich er von gewissen „‘natural’ aptitudes“ als Grundvoraussetzung für das Literaturübersetzen oder Simultandolmetschen spricht, und auch nicht bestreitet, dass Autodidaktiker erfolgreich sein können, so macht es seinem Ermessen nach kaum Sinn

to challenge the idea that guidance into Translation *can* be useful, be it for the purpose of helping natural talents unfold and develop or for instruction in technical procedures. (Gile 2009:7, kursive Hervorhebung im Original)

Gile (2009:10) zufolge profitieren alle, die im Bereich Translation tätig sein möchten – ungeachtet dessen, ob AnfängerInnen oder jene, die im Beruf bereits Fuß gefasst haben, – von Ausbildung und systematischem Training ; er persönlich hält dies auch als „truly better option than on-the-job training, which has distinct advantages in terms of relevance, finances, and actual translation practice“ (Gile 2009:23).

Interessanterweise nimmt auch die AIIC (2014), die *Association internationale des interprètes de conférence*, Stellung zur identisch formulierten Frage „Wird man zum Dolmetscher oder muss man als solcher geboren sein?“:

Um langfristig als professioneller Dolmetscher tätig sein zu können, bedarf es einer soliden Ausbildung, praktischer Erfahrung, einer professionellen Berufsauffassung und eines gewissen Durchhaltevermögens. Fremdsprachenkenntnisse und die Vertrautheit mit

anderen Kulturen alleine genügen nicht. Bevor man als professioneller Dolmetscher tätig sein kann, muss man die Methodik und Technik des Dolmetschens beherrschen, die man im Rahmen eines geeigneten universitären Studienganges vermittelt bekommt. Man muss dabei nicht zwangsläufig mit verschiedenen Sprachen aufgewachsen sein. Viele Dolmetscher haben heutzutage ihre Fremdsprachenkenntnisse auch erst zu einem späteren Zeitpunkt erworben, allerdings dann auch auf einem sehr hohen Niveau (<http://aiic.net/page/2395/angehender-dolmetscher-faq/lang/32#Q5>).

Wenngleich kein einfaches „Ja“ oder „Nein“ zu lesen ist, so wurde die Antwort relativ „diplomatisch“ gelöst. Demnach wurde u.a. darauf hingewiesen, dass Bi- bzw. Multilingualität nicht, wie von vielen angenommen, als absolute Grundvoraussetzungen anzusehen sind. Sprachen- und Kulturkenntnisse alleine reichen nicht aus, um das Metier ausüben zu können. Eine gut fundierte – idealerweise universitäre – Ausbildung, während der man sich entsprechende Kenntnisse von Methodik und Technik des Dolmetschens aneignet, gilt gleichsam als Garant für einen langfristigen Erfolg im Beruf.

Beleuchtet man nun dieses Zitat unter dem Gesichtspunkt „born or made“, könnte man interpretieren, dass hier der Ansatz des „zum/zur professionellen Dolmetscher/in Gemachten“ oder vielmehr „Ausgebildeten“ eindeutig die Oberhand gewonnen habe. Wie das jedoch mit dem Kriterium einer „entsprechenden Veranlagung“ (<http://aiic.net/page/2395/angehender-dolmetscher-faq/lang/32#Q2>) , die an einer anderen Stelle angeführt wird, zu vereinbaren ist, so wird darauf weder näher eingegangen, noch wird der relativ vage Begriff der „Veranlagung“ irgendwo definiert. Ob dies wie bei anderen WissenschaftlerInnen (vgl. Nida 1981; Kautz 2000; Best 2002 etc.) als nicht anzuzweifelnde Tatsache aufzufassen sein soll, sei dahingestellt.

Obwohl also innerhalb der Translationswissenschaft eine eindeutig allgemeingültige Antwort auf die Frage „made or born?“ eher schwer zu finden ist, lässt sich angesichts der Etablierung der Dolmetschwissenschaft als eigene Disziplin, der Entstehung von Dolmetschausbildungsstätten und der Anhäufung dolmetschdidaktischer Fachliteratur im Laufe der letzten Jahre, eine unverkennbare Tendenz in Richtung „made“ beobachten.

Auf Basis der Reflexion über eigene Erfahrungen, die innerhalb einer universitätsgebundenen Dolmetschausbildung gesammelt wurden, möchte die Verfasserin dieser Arbeit den Aspekt der „Begabung“ oder „Prädisposition“ nicht verneinen, plädiert allerdings ebenso wie u.a. Healey (1978), Kalina (1998; 2001), Mackintosh (1999) oder Gile (2009) für den Ansatz des „made interpreters“. Daher wird auch in dieser Masterarbeit davon ausgegangen, dass TranslatorInnen, insbesondere (Simultan-) DolmetscherInnen, ihre Fertigkeiten mittels systematischen Trainings auf ein sehr hohes Niveau bringen und damit Erfolg im angestrebten Beruf haben können.

2.1 Gar keine Anforderungen an angehende DolmetscherInnen?

Heißt das aber, dass tatsächlich jeder Mensch im Stande ist zu dolmetschen? Gibt es denn etwa gar keine Anforderungen an angehende DolmetscherInnen? Genügt es beispielsweise sich ein zweisprachiges Wörterbuch zu nehmen, sich im Selbststudium eifrig alle Termini sowohl der Ausgangs- als auch Zielsprache einzuprägen und diese schließlich auf Knopfdruck abrufen zu können? Das nämlich hieße, dass man sich das Dolmetschen im Grunde selbst beibringen kann und sprachliches Können mit Dolmetschkompetenz gleichzusetzen ist. Der Vollständigkeit halber gehört es sich, auch diesen Fragen und Überlegungen Beachtung zu schenken.

Im folgenden Abschnitt sollen jene Überlegungen jedoch nur soweit erörtert werden, wie es zur Klärung der zentralen Fragestellung dieser Arbeit von Belang ist. Allerdings werden diese bewusst allgemein und kurz gehalten, da es in der Literatur mittlerweile eine Fülle an Kompetenzmodellen (vgl. z.B. Kutz 1985, 2010; Pöchlacker 2000; 2001) gibt und dem Thema der Anforderungen und Dolmetschkompetenzen bereits eigene Seminar-, Diplom- und Masterarbeiten gewidmet worden sind, die sich tiefgehend mit dieser Materie auseinandersetzen und dies sonst den Rahmen dieser wissenschaftlichen Arbeit sprengen würde.

2.1.1 Anforderungen an BerufsanwälterInnen – ein Vergleich

In jedem Beruf, sei es im Bereich der Medizin, des Rechtswesens oder eben der Translation, werden konkrete Anforderungen gestellt. BerufsanwälterInnen müssen bereits bestimmte Kompetenzen⁵ mitbringen, sich andere, neue aneignen und kontinuierlich on-the-job lernen. Je nach Berufssparte sind logischerweise unterschiedliche Fähigkeiten und Kenntnisse erforderlich.

Um z.B. eine Operation durchführen zu können, müssen ChirurgInnen u.a. über entsprechendes anatomisches Wissen verfügen, einschlägige Erfahrungen gesammelt haben sowie das allgemeine Prozedere einer Operation kennen.

Um eine Prozesspartei vor einem Zivilgericht vertreten zu können, bedarf es kompetenter Personen, RechtsanwältInnen, die eine fundierte juristische Ausbildung genossen haben, und somit nicht nur Paragraphen „aus dem Ärmel schütteln“, sondern auch wissen, wie sie zu Gunsten ihrer MandantInnen handeln und letztendlich den Prozess gewinnen können.

Was aber hat all das mit dem Beruf von DolmetscherInnen zu tun? Unumstrittene Tatsache ist, jeder der oben erwähnten Berufe ist mit Kenntnissen eines bestimmten Fachgebietes, einer Ausbildung und dem Sammeln von Praxiserfahrungen verbunden. Nicht anders ist es beim Dolmetschberuf. Guter Wille allein reicht nicht oder wie es Kalina (1998:233) ohne Umschweife formuliert: „Natürlich *muß* ein angehender Dolmetscher bestimmte Voraussetzungen mitbringen“ [kursive Hervorhebung durch die Verfasserin].

Dies mag zwar ganz trivial klingen, nichtsdestoweniger scheint der Sinn dahinter mehr als offensichtlich zu sein. Auch angehende DolmetscherInnen müssen entsprechendes Wissen sowie grundlegende Fähigkeiten und Fertigkeiten mitbringen, da „[d]as Dolmetschen (...) ein überaus komplexer interlingualer Transfervorgang [ist]“ (Kurz 1996:16).

⁵ Kalina (1998:223) versteht unter Kompetenz die „Übereinstimmung zwischen Qualifikation und der mit ihr zu lösenden Aufgabe“. Duden Online (2014) zufolge ist der Begriff „Kompetenz“ mit „Fähigkeit“ und „Fertigkeit“ synonym. In der vorliegenden Arbeit wurde entschieden den Kompetenzbegriff kontextabhängig, jedoch häufig als Synonym bzw. Oberbegriff zu den Begriffen „Fähigkeiten“ und „Fertigkeiten“ zu verwenden.

2.1.2 Grundlegende Anforderungen

Welche konkreten Anforderungen müssen nun angehende TranslatorInnen erfüllen? Nida (1964:150ff.) spricht u.a. von gründlichen Kenntnissen der Ausgangs- und Zielsprache. Dabei betont er aber, dass es nicht reicht:

[to] be able to get the ‚general drift of meaning‘, or that he be adept in consulting dictionaries (...) Rather, he must understand not only the obvious content of the message, but also the subtleties of meaning, the significant values of words and the stylistic features which determine the ‚flavor and feel‘ of the message (Nida 1964:150).

Das heißt, dass Translationskompetenz weit hinaus über das Nachschlagen zweisprachiger Wörterbücher geht. Translation ist also kein bloßes Ersetzen von Wörtern einer Sprache durch Wörter einer anderen Sprache. Einer Sprache mächtig sein, geht – wie dem oben angeführten Zitat nach entnommen werden kann – mit Kenntnissen und der Beherrschung sprachlicher Feinheiten, unterschiedlicher stilistischer Merkmale und Konnotationen von Wörtern einher.

Als weitere erforderliche Kompetenz erwähnt Nida (1964:151f.) „a thorough acquaintance with the subject matter concerned“ – entsprechendes Fachwissen, das man sich u.a. mittels Recherche und Einarbeitung in das zu übersetzende Themengebiet aneignet. Schließlich zählt er noch „Einfühlungsvermögen“ seitens der ÜbersetzerInnen gegenüber dem Originaltext sowie „capacity for literary expression“ (Nida 1964:151) als erforderliche Kompetenzen auf. Letztere erfordert seiner Meinung nach „a genuine skill of performance and sensitivity to artistic style“ (Nida 1964:151). Diese Anforderung nennt er jedoch eher ausschließlich im Zusammenhang mit LiteraturübersetzerInnen. Die Berufspraxis zeigt aber, dass auch DolmetscherInnen imstande sein müssen sich bestimmter Sprachbilder zu bedienen und z.B. einen Vortrag mit all seinen Facetten, darunter seinem semantischen, affektiven und ästhetischen Gehalt zu übertragen.

Gile (2009:8ff.) nach müssen sowohl ÜbersetzerInnen als auch DolmetscherInnen folgenden Anforderungen gerecht werden: „have a good passive knowledge of their passive working languages“, allerdings betont er, dass die Sprachkenntnisse „as one moves up toward top-level translation and conference interpreting, requirements also increase“ (Gile 2009:8). Um als professionelle/r Konferenzdolmetscher/in tätig zu sein, bedarf es unter anderem einer schnellen

Reaktionsfähigkeit. Eine Fertigkeit, die Gile (2009:8) zufolge nicht während eines Sprachstudiums erworben bzw. als solche gelehrt wird.

Zudem nennt er ähnlich wie Nida (1964:150) Kenntnisse verschiedener Sprachregister sowie Bedeutungsnuancen einzelner Wörter und Wendungen. Als nächste Anforderung führt er „good command of their active working languages“ (Gile 2009:9) an, wobei dies für ÜbersetzerInnen bedeutet, dass sie imstande sind eigenständig professionelle Texte zu schreiben und redigieren. LiteraturübersetzerInnen dürfen, sprachlich gesehen, den SchriftstellerInnen um nichts nachstehen. KonferenzdolmetscherInnen müssen ebenfalls Translate liefern, die sich sprachlich auf demselben Niveau wie der Ausgangstext befinden. Dabei müssen die Zieltexte an die jeweiligen Veranstaltungen – sei es eine Podiumsdiskussion, eine Pressekonferenz oder die Rede eines Politikers, an die vor Ort herrschenden Umstände sowie das Zielpublikum entsprechend adaptiert werden (vgl. Gile 2009:9).

Als dritte Anforderung zählt Gile (2009:9) „sufficient knowledge of the themes and subject matters addressed by the texts or speeches they Translate [sic!]“ auf. Zugleich weist er darauf hin, dass es sich hierbei um einen sehr allgemein und nebulös formulierten Kompetenzbegriff handelt, umschreibt ihn jedoch u.a. mit „World Knowledge“ (Gile 2009:9), also allgemeinem („Welt-“)Wissen, das TranslatorInnen sich neben dem Fachwissen der behandelten Thematik aneignen, kontinuierlich erweitern und vertiefen sollten.

Zuletzt wird von ihm „declarative and procedural knowledge about Translation“ (Gile 2009:9) genannt. Deklaratives Wissen, das Wissen *über* Translation, umfasst ihm zufolge u.a. das Wissen über die aktuelle Marktsituation, bezüglich AuftraggeberInnen sowie über allgemein geltende Verhaltensnormen im Beruf. Mit prozeduralem Wissen meint er fachliche Kompetenzen wie das Treffen von Entscheidungen nach dem Loyalitätsprinzip oder den Umgang mit neuem, oftmals ad-hoc erworbenem Wissen – sprich Wissensmanagement.

Abschließend geht er nur noch kurz darauf ein, dass (angehende) ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen neben jenen Kompetenzen auch bestimmte intellektuelle Kriterien erfüllen sowie gewisse Persönlichkeitseigenschaften mitbringen müssen. Diese gelten an einigen universitären Ausbildungsstätten nämlich als Voraussetzung für die Aufnahme eines Studiums der Translationswissenschaft. Laut

Gile (2009) besteht aber noch erheblicher Forschungsbedarf an Studien zu diesem Thema⁶.

Es ist also ersichtlich, dass Nida (1964) und Gile (2009) in ihren Kernanforderungen übereinstimmen; inwiefern all diese Voraussetzungen bereits von StudienanwärterInnen de facto erfüllt werden können, sei hier dahingestellt.⁷

An dieser Stelle scheint es in diesem Zusammenhang vonnöten, die von Nida (1964) und Gile (2009) genannten Anforderungen mit den Belegen anderer Translations-wissenschaftlerInnen zu vergleichen, um so einerseits der Zielsetzung sowie den Kriterien einer Masterarbeit gerecht zu werden; andererseits, um die Fragestellung dieses Abschnittes wissenschaftlich genug zu untermauern und sich schließlich ein Bild zu machen, ob sich diesbezüglich in der Dolmetschwissenschaft ein Konsens finden lässt.

Kalina (2000:162) nach bilden ausgezeichnete, im jeweiligen Land ausgefeilte Sprachkenntnisse, gute Kenntnis der Kulturspezifik der involvierten Sprachen, ein kontinuierlich zu erweiterndes Sach- bzw. Fachwissen, die Basis und somit die Voraussetzung für den Antritt eines Dolmetsch- bzw. Übersetzungsstudiums. Als weitere Anforderungen, die gleichermaßen für das Dolmetschen als auch Übersetzen gelten, nennt sie die

Fähigkeit der kognitiv-analytischen Textverarbeitung sowie die Fähigkeit zur kohärenten und kommunikativen Textproduktion (...) Dazu kommen Stilsicherheit, Entscheidungsfähigkeit und der Einsatz von erworbenem Wissen sowie die Kompetenz im Umgang mit interlingualen Fragestellungen (Kalina 2000:165).

⁶ Bereits Kurz (1996) stellte fest, dass sich bisherige Forschungsarbeiten auf relativ globale sowie diffuse Feststellungen beschränken; bezüglich Eigenschaften wie z.B. „geistige Wendigkeit“ oder „Sonderbegabung“ liefern sie keine präzisen Definitionen. Auch ihr zufolge gibt es ungeachtet einiger interessanter Hinweise, viel zu wenig wissenschaftliche Arbeiten hinsichtlich spezifischer Persönlichkeitsmerkmale von DolmetscherInnen (vgl. Kurz 1996:137).

⁷ Ursprünglich ging die Verfasserin dieser Arbeit davon aus, dass in der Fachliteratur mit den Begriffen wie „Anforderungen“ oder „Voraussetzungen“ bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten gemeint sind, die von Studieninteressierten erfüllt werden müssten. Im Rahmen der Literaturrecherche hat sich allerdings herausgestellt, dass häufig keine klare Abgrenzung zwischen jenen Fähigkeiten und Fertigkeiten gemacht wird, die von den *AnfängerInnen* bereits mitgebracht und jenen, die von *AbsolventInnen* der Dolmetschwissenschaft bis zum Studienabschluss beherrscht werden müssen.

Obwohl viele der erforderlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten schon vor bzw. zu Studienbeginn vorliegen müssen, werden einige der Grundlagen wie die Erarbeitung von Fachgebieten und deren spezifischer Sprache, Stilkonventionen, Wachsamkeit in puncto Kulturspezifika usw. dennoch im Rahmen der Dolmetschdidaktik berührt.

Kautz (2000:19) nennt ebenfalls eine ganze Reihe an Voraussetzungen, die für das Erlernen des Sprachmittlerberufes essentiell sind. Neben einem breitgefächerten Allgemeinwissen („Weltwissen“), das u.a. auch das für die Berufspraxis wichtige Sachwissen einschließt (d.h. Wissen aus diversen Fachbereichen wie der Technik, der Volks- und Betriebswirtschaft, des Rechts, der Literatur und Kunst usw.), zählt er ein bereits hochentwickeltes mutter- sowie fremdsprachliches Sprach- und Kulturwissen auf. Hinzu kommen translatorisches „Theorie- und Methodenwissen“, aber auch die Analyse von Aufträgen und Ausgangstexten, der Umgang mit bzw. die Anwendung von Übersetzungsstrategien, Erstellung und Gestaltung von Zieltexten (damit ist also auch das Layout gemeint), Recherchekompetenz inklusive Terminologearbeit („translatorische Kompetenz“) sowie Kenntnisse über die Berufspraxis.

Zu hinterfragen wäre allerdings, ob bzw. inwiefern letztere Anforderungen wie beispielsweise Theorie- und Methodenwissen, Wissen in puncto Auftragsanalyse und Zieltextproduktion sowie Berufspraxis etc. schon *vor* bzw. *beim* Antritt der Dolmetschausbildung vorausgesetzt werden können. Diese wären m.E. nach nicht zu den „Voraussetzungen“ sensu stricto zu zählen. Vielmehr scheint es sich hierbei um spezifische Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kompetenzen zu handeln, die eigentlich erst im Laufe der Ausbildung gelernt sowie ausgefeilt werden. Mit dem Verweis auf die Liste der Anforderungen betont Kautz (2000:20), dass

nicht jeder Fremdsprachenkundige in der Lage ist, die hochkomplexe Tätigkeit des Übersetzen bzw. Dolmetschen auszuüben. Vielmehr sind dazu nicht nur Sprachbegabung und die für die Aneignung eines breitgefächerten Allgemeinwissens notwendige Aufgeschlossenheit und Wissbegierde erforderlich, sondern besondere Kompetenzen, deren Erwerb auf einer eigenen Theorie beruht. Dementsprechend ist der Beruf des Translators ein eigenständiger Beruf, auf den man sich durch eine spezielle Ausbildung vorbereiten muss.

Auch hier wird das Kriterium der (Sprach-)Begabung genannt, wenngleich Kautz (2000) in diesem Kontext den Schwerpunkt eher auf die Entwicklung translatorischer Kompetenzen auf Basis eigener, wissenschaftlich fundierter Theorien legt, um so auf

die Relevanz einer Dolmetsch- bzw. Übersetzerausbildung hinzuweisen. An einer anderen Stelle geht er auf die Sprachbegabung, wenn auch nur oberflächlich, aber immerhin ein. Ihm zufolge ist diese vor allem in der Eloquenz, der Stilsicherheit, der Fähigkeit einzelne Ausdrucksnuancen zu erkennen und unterscheiden sowie für sich dienlich zu machen (u.a. nachzuahmen), zum Ausdruck; und das insbesondere in der Muttersprache. Damit stimmt er mit Nidas (1964) und Giles (2009) Ansicht überein (vgl. Kautz 2000:27).

Allerdings pointiert er, dass die Anforderungen an die Mutter- und Fremdsprache(n)-, sowie Kulturkenntnisse jener Personen, die das Dolmetschen erlernen möchten, wesentlich höher sind als die Anforderungen, die den Übersetzungseleven gestellt werden. Dies betrifft vor allem das Hörverstehen, die mündliche Ausdrucksfähigkeit als auch den aktiven und passiven Wortschatz. Wenngleich all diese Voraussetzungen im Dolmetschunterricht perfektioniert werden, müssen sie bei den AnwärterInnen bereits als Disposition vorhanden sein (vgl. Kautz 2000:347f.) .

Kautz (2000:21-26) beschränkt sich indessen nicht nur auf diese Fähigkeiten und Fertigkeiten. Genauso wichtig sind gewisse Persönlichkeitsmerkmale, womit er wieder im Einklang mit Gile (2009) steht. Diese unterteilt er in drei grundlegende Kategorien: „intellektuelle“, „psychische und physische“ und „berufsethische Eigenschaften“.

Zu den wichtigsten *intellektuellen* Eigenschaften zählt er u.a. logisches, vorausschauendes Denken, Urteils- und Analysefähigkeit, Kreativität, Intuition, bewusste Selbstevaluation/-kritik, Kommunikationsbereitschaft und -fähigkeit (welche wiederum Ausdrucksfähigkeit und Argumentationsgeschick umfasst).

Eigenschaften *physischer* und *psychischer* Natur sind z.B. Ausdauer, Konzentrations- und Umstellungsfähigkeit, körperliche Gesundheit (muss vor allem bei DolmetscherInnen, die berufsbedingt häufig reisen, gegeben sein), ein gewisses Maß an Contenance, emotionale Stabilität, Frustrationstoleranz sowie Stressbelastbarkeit.

In die *berufsethischen* Eigenschaften fallen beispielsweise: ein hohes Maß an Disziplin, Zuverlässigkeit, Unparteilichkeit und Verschwiegenheit.

Für DolmetscherInnen hat er zudem eine gesonderte „Liste“, die sich in ihren Grundzügen mit der allgemeinen, für alle SprachmittlerInnen vorgesehenen Liste deckt, jedoch nennt Kautz einige ergänzende, dolmetschspezifische Anforderungen. So zählt

er zu den intellektuellen Voraussetzungen für das Dolmetschen zusätzlich: schnelles Denken und Schlagfertigkeit, vielseitige Interessen und Wissbegierde, Bereitschaft und Fähigkeit zur schnellen Einarbeitung in fremde Sachgebiete und zum lebenslangen Lernen, auf.

Was die physischen Voraussetzungen anbelangt, so werden vom ihm ein besonders gutes Gedächtnis, Entschlussfreudigkeit sowie eine stimmliche Eignung als unabdingbare Kriterien für das Dolmetschen explizit angeführt.

Hinsichtlich der berufsethischen Anforderungen sind für das Dolmetschen u.a. Einsatzbereitschaft, ein sicheres und professionelles Auftreten (d.h. die Fähigkeit zum „Kaschieren“ temporärer Wissenslücken; die Grundregeln des Protokolls kennen; gute Manieren; ein adäquater Umgang mit moderner Kommunikationstechnik in der Kabine etc.), sowie Teamfähigkeit von eminenter Bedeutung (vgl. Kautz 2000:305f., 347f.)

Die bislang herangezogenen Kompetenzanforderungen scheinen vor allem bei den sprachlichen Kompetenzen übereinzustimmen. Betreffend der Grundlagen und Anforderungen für die Befähigung zum Dolmetschen gibt es Pöchlhammer (2000:47 ; 2001:21) nach teils unterschiedliche Vorstellungen, jedoch sieht auch er unter den WissenschaftlerInnen einen Konsens in puncto Sprachkönnen. Zugleich legt er darauf Gewicht, dass Zwei- oder Mehrsprachigkeit für die Ausübung des professionellen Dolmetschberufs notwendig, jedoch nicht als hinreichende Bedingung anzusehen ist. Laut Pöchlhammer (2000:44):

[besteht] die eigentliche Qualifikation (...) in einer sogenannten *translatorischen Kompetenz*, die auf Sprach- und Kulturkompetenz aufbaut und vor allem auch den kognitiven und sprachlichen Umgang mit dem jeweiligen Wissensgebiet, Sachbereich oder Gegenstand der Kommunikation miteinschließt [kursive Hervorhebung durch die Verfasserin].

Das eigentliche Dolmetsch(en)-Können, baut zwar auf Sprach- und Kulturkompetenz auf, kann aber nicht lediglich auf das Umsetzen und Übertragen von Kommunikationsinhalten, sprich den „Transfer“ reduziert werden. „Vielmehr [besteht es] in situationsadäquaten, von berufsethischen Normen getragenen Verhalten und Agieren während, vor und nach der zu vermittelnden kommunikativen Interaktion (Pöchlhammer 2001:22).“

Mittels des Kompetenzanforderungsmodells für Dolmetschen, das von der unter KonferenzdolmetscherInnen weitverbreiteten Übereinstimmung hinsichtlich der

Kompetenzanforderungen ausgeht (vgl. u.a. Feldweg 1996), wird das Zusammenspiel der soeben genannten Grundkomponenten als Zylinderschnitt dargestellt (siehe *Abb. 1*). Damit soll einerseits die Vielschichtigkeit, andererseits der graduelle Entwicklungscharakter der professionellen, *translatorischen Kompetenz* veranschaulicht werden. Dieses Grundmodell lässt sich gleichermaßen auf das Konferenz- wie auch Kommunaldolmetschen anwenden (vgl. Pöchhacker 2000:45).

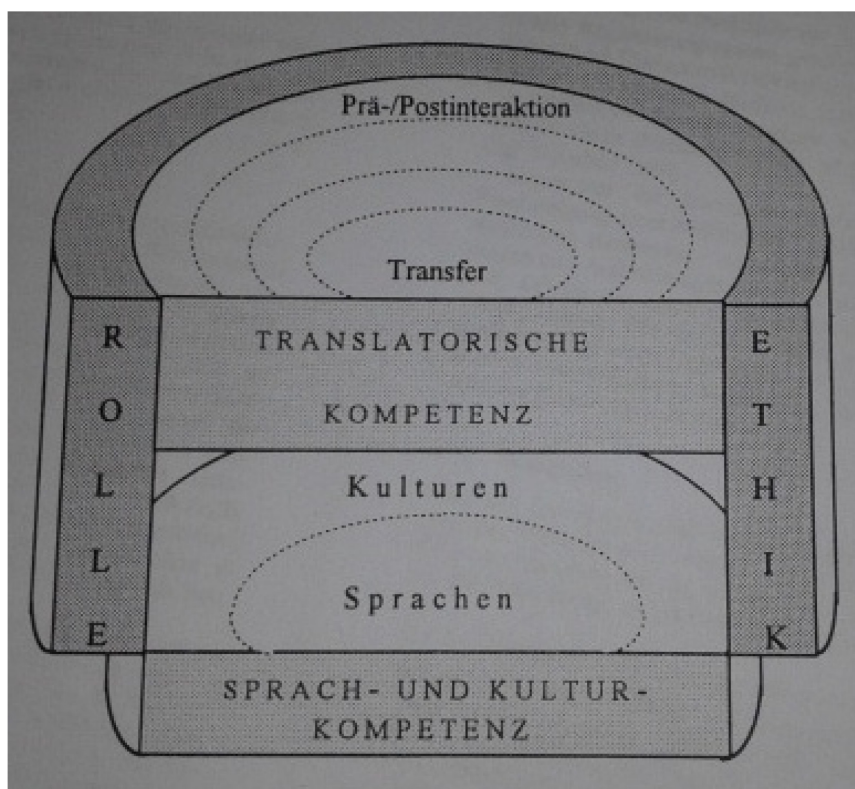


Abb. 1: Kompetenzanforderungsmodell für Dolmetschen nach Pöchhacker (2000:45)

Die Basis wird von *grundlegender Sprach- und Kulturkompetenz* gebildet, die mit dem Überbau, der *translatorischen Kompetenz* eng zusammenhängt. Die Ummantelung bestehend aus *Rollenbewusstsein* und *Berufsethik* soll auf die sukzessive Entwicklung der Kompetenzen von „unten“ nach „oben“ hinweisen, von der Sprach- zur Kulturkompetenz und der Transfer- zur Verhaltenskompetenz. Dem Modell nach zählt neben der *Transfer-Fähigkeit* (Kommunikationsbotschaften/-inhalte vermitteln zu können) auch fachgerechtes sprich „professionelles“ Verhalten zur translatorischen

Kompetenz und zwar einerseits in der Dolmetschsituation an sich, andererseits auch jeweils davor und danach (*Prä-/Postinteraktion*). Gerade diese Kompetenz steht in einem engen Zusammenhang sowohl mit dem Berufsbild als auch dem Berufsethos des Dolmetschens (vgl. Feldweg 1996:342-348; Pöchhacker 2000).

Auffallend ist, dass das Sach- bzw. Fachwissen, das bei vielen anderen WissenschaftlerInnen (vgl. z.B. Nida 1964; Best 2000; Kalina 2000; Kautz 2000; Gile 2009) als zu erfüllende Anforderung vorkommt, hier im Modell nicht *expressis verbis* genannt wird. Obzwar es zweifelsohne eine immense Rolle in der Dolmetschtätigkeit spielt, ist es Pöchhacker (2001:22) nach strenggenommen nicht als „konstitutive Dolmetschkompetenz“ zu begreifen.

Was am Sachwissen translatorisch ist, ist vielmehr die Fähigkeit zur gezielten Auftragsvorbereitung und fallbezogenen Wissenserweiterung, d.h. die Kompetenz zum Recherchieren von Sachzusammenhängen und deren Benennung und Vertextung, die als integraler Bestandteil der translatorischen Kompetenz anzusehen ist (Pöchhacker 2001:22).

Auf den ersten Blick gibt es offenbar einen wesentlichen Unterschied. Was von einigen TranslationswissenschaftlerInnen explizit als Anforderung genannt wird – in diesem Fall eben das Sachwissen – sehen andere bereits als implizites Element. Genauer betrachtet ist man sich darüber jedoch einig, dass dieser Baustein (mehr oder minder) relevant ist. Eines kann der Modellierung notabene nicht entnommen werden, wann und wie (bzw. ob überhaupt) die Beherrschung zweier Sprachen und Kulturen in translatorische Kompetenz übergeht.

Betreffend der Anforderungen an AnwärtlerInnen der Translationswissenschaft, legt Best (2002:124) ihrerseits den Schwerpunkt auf die grund-/muttersprachliche Kompetenz, worunter sie eine kommunikative Kompetenz versteht, die nicht nur die Sprachfähigkeit an sich umfasst – sprich das Wissen über die eigene Muttersprache, den Sprachbesitz, das disponible Repertoire an lexikalischen, syntaktischen und phonologischen Mitteln usw. – sondern ebenso die Fähigkeit, dieses Instrumentarium als Ganzes situationsbedingt und normgerecht einzusetzen. Da dieser Baustein schon allein in alltäglichen Kommunikationssituationen eine wichtige Rolle spielt, verwundert es nicht, dass er gerade für den TranslatorInnenberuf von noch größerem Belang ist bzw. sein sollte. Diese Tatsache hält Best (2002:125) in einer Modellierung fest. Dabei kann diese als ein weiteres Kompetenzmodell erachtet werden, da sie das translatorische

Handeln samt seiner einzelnen Bausteine und inneren Beziehungen darbietet, wodurch es für die Zielvorstellung des gegenständlichen Kapitels äußerst nützlich erscheint und deswegen auch im Folgenden grafisch dargestellt und beschrieben werden soll:

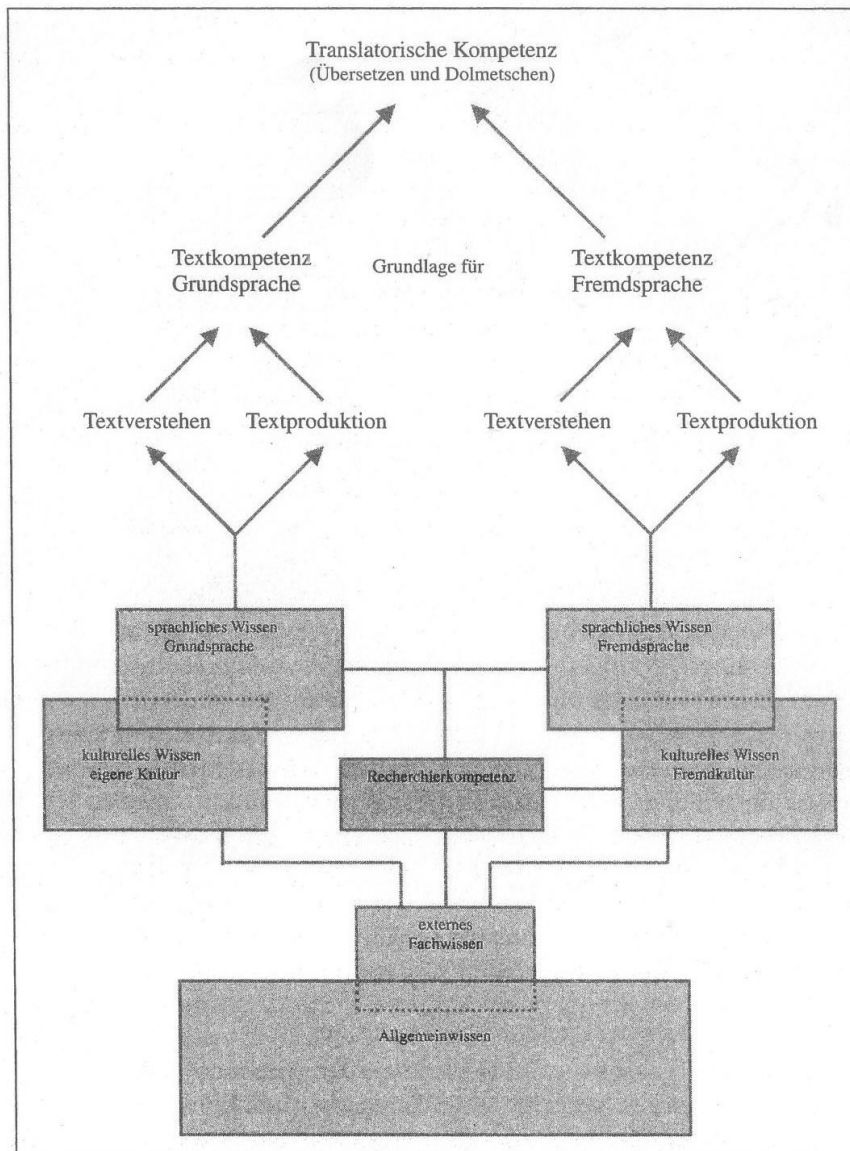


Abb. 2: Grundsprachliche Kompetenz als Teilbaustein translativischer Kompetenz nach Best (2002:125)

Im Grunde genommen fasst die obige Nachbildung mehrheitlich alle bislang aufgezählten Anforderungen noch einmal zusammen. Wie beim Kompetenzmodell für das Dolmetschen (vgl. Pöhhacker 2000; 2001) ist auch hier ersichtlich, dass sich die

translatorische Kompetenz aus mehreren Teilbausteinen zusammensetzt. Verglichen mit *Abb. 1* gibt es jedoch etliche Unterschiede. Zum einen sticht ins Auge, dass Best (2000) um einiges detaillierter vorgeht. Was beim Kompetenzmodell für das Dolmetschen allgemein unter *grundlegende Sprach- und Kulturkompetenz* auftritt, wird hier in die Komponenten *Textkompetenz Grundsprache* und *Textkompetenz Fremdsprache* aufgeteilt, die sich wiederum jeweils aus *Textverstehen* und *Textproduktion* zusammensetzen. Diese ihrerseits entspringen weiteren Subelementen, dem *sprachlichen* und dem *kulturellen Wissen*, welche Hand in Hand mit der *Recherchierkompetenz* gehen. Mittels Recherche wird sowohl das *externe Fachwissen* als auch das *Allgemeinwissen* erweitert und vertieft, was in das sprachliche und kulturelle Wissen miteinfließt. So schließt sich der Kreis. Unbestritten ist, dass die einzelnen Elemente in enger, wechselseitiger Beziehung zueinander stehen, was durch die Verbindungslinien bzw. Überlappungen verdeutlicht wird.

Bemerkenswert ist jedoch, dass in der zweiten Veranschaulichung das *Rollenbewusstsein*, die *Berufsethik*, *Transfer-Fähigkeit* oder *Prä-/Postinteraktion* nicht zu finden sind (vgl. *Abb. 1*). Sie kommen weder in umschriebener Form vor, noch scheinen sie unter einem anderen Begriff subsumiert worden zu sein.

Die hier explizit genannte Recherchierkompetenz sowie das externe Fachwissen könnten unter Umständen in der *Prä-/Postinteraktion* miteinbegriffen sein, da die „gezielt[e] Auftragsvorbereitung und fallbezogen[e] Wissenserweiterung [vor und nach dem eigentlichen Dolmetscheinsatz], d.h. die Kompetenz zum Recherchieren von Sachzusammenhängen und deren Benennung und Vertextung (...) als integraler Bestandteil der translatorischen Kompetenz anzusehen ist (Pöchlhacker 2001:22)“ und dies ja schlussendlich zu einem „professionelles Auftreten“ verhilft. An dieser Stelle muss natürlich eingeräumt werden, dass es sich hierbei um eine hypothetische Annahme der Verfasserin handelt und diese Interpretation durchaus mit Vorbehalt zu betrachten ist.

Best (2000) bedient sich dieser graphischen Veranschaulichung, um auf die Einbettung und Stellung der grundsprachlichen Kompetenz hinzuweisen. Ihr zufolge bildet die Mutter- bzw. Grundsprache durch die Funktion als Ziel- und Ausgangssprache den zentralen Bezugspunkt der translatorischen Kompetenz. Sie ist auch der Grundstock für die Fremdsprachenkompetenz. Gleichzeitig ist sie als das am

häufigsten eingesetzte Instrumentarium eine Art Herzstück des translatorischen Handelns. Ergo ist die Mutter-/Grundsprache für die Qualität des translatorischen Handelns entscheidend.

Ein besonderes Anliegen der Verfasserin ist es, zumindest einen translationswissenschaftlichen Forschungsbeitrag aus dem slawischen Sprachkreis gebührend zu berücksichtigen. Aufgrund der Sprachenpaarkombination, die die Verfasserin gewählt und mit der sie im Rahmen ihrer Ausbildung gearbeitet hat, sollen deshalb in den nächstfolgenden Absätzen Erkenntnisse aus dem polnischen Sprachraum aufgegriffen werden. Einerseits um sich auf diese Art und Weise Aufschluss über die Herangehensweise von WissenschaftlerInnen aus dem dortigen Sprachkreis zu verschaffen, andererseits um die Grundsätze der wissenschaftlichen Praxis, u.a. das Kriterium der Objektivität, soweit wie nur möglich einzuhalten, und nicht zuletzt um der Schlüsselfrage der vorliegenden Arbeit auf den Grund zu gehen.

Florczak (2013:45ff.) nach konvergieren die Meinungen der WissenschaftlerInnen betreffend der zu erfüllenden Dolmetschkompetenzen zumindest in ihrer groben Aufteilung. Er selbst spricht von drei grundlegenden Teilkompetenzen, die an den „tłumacz słowa żywego“ gestellt werden:

- der „kompetencja dwujęzyczna“ („Zwei-Sprachigkeit“), wobei hier nicht Bilingualität an sich, die zweifelsohne gewisse Vorteile mit sich bringen kann, gemeint ist. Vielmehr geht es um „elitäre Kenntnisse“ in den *einzelnen* Sprachen sowie ausgezeichnete Kenntnisse darüber und ein Gespür dafür, in welcher Relation diese zueinander stehen (hinsichtlich Phonetik, Morphosyntax, Semantik, Pragmatik, Konventionen usw.). Neben exzellenten Sprachkenntnissen, beinhaltet diese Teilkompetenz ebenso das rasche Umschalten und Umkodieren der Kommunikationsbotschaft von der einen in die andere Sprache.

- der „kompetencja tłumaczeniowa“, welche abgesehen von der eigentlichen *Dolmetsch*-Fähigkeit, sprich der Fähigkeit Informationen von einer Sprache in die andere zu übertragen (*Transferfähigkeit*), auch ein ganzes Spektrum an „psychomotorischen Fähigkeiten und Fertigkeiten“ u.a. ein gutes Gedächtnis, die Fähigkeit zum Verfassen und Lesen der eigenen Notizen (auch längerer Passagen), die Fähigkeit zur Aufmerksamkeitsteilung, Stressbewältigung, Sprechflüssigkeit etc. umfasst

- Und zu guter Letzt aus der „kompetencja specjalistyczna dotycząca znajomości dziedziny tłumaczenia“, also der „Fachkompetenz“, die Fachwissen rund um den zu dolmetschenden Gegenstand miteinschließt und zwar sowohl auf der Terminologie- als auch auf der Inhaltsebene. Denn, um eine korrektes und hochwertiges Translat liefern zu können, muss der Ausgangstext zunächst einmal überhaupt verstanden werden.

Eine erfolgreiche Dolmetschung ist Florczak (2000:47) nach ohnehin nur dann möglich, wenn über *alle* drei Teilkompetenzen *gleichzeitig* verfügt wird. Exzellente Sprachkenntnisse allein helfen nicht, wenn man sich zum ersten Mal in einer Dolmetschkabine befindet und noch nie zuvor simultan gedolmetscht hat (was als Resultat fehlender Transferfähigkeit anzusehen ist; vgl. „kompetencja tłumaczeniowa“). Ohne Fachkompetenz/-wissen, d.h. der angemessenen Vorbereitung und Aneignung von entsprechendem Hintergrundwissen und Fachsprache zur behandelten Thematik, wäre es praktisch unmöglich professionell zu dolmetschen. Wohl kaum ein/e Dolmetscher/in würde sich zutrauen einen kurzfristig erteilten Dolmetschauftrag beispielsweise bei einem medizinischen Fachkongress anzunehmen, ohne sich jemals zuvor in den entsprechenden Bereich eingelesen bzw. mit der medizinischen Fachsprache auseinandergesetzt zu haben.

Die Verflechtung dieser Teilkompetenzen stellt Florczak (2013:48) mit Hilfe eines Schnittmengenmodells aus drei überlappenden Kreisen wie folgt dar:

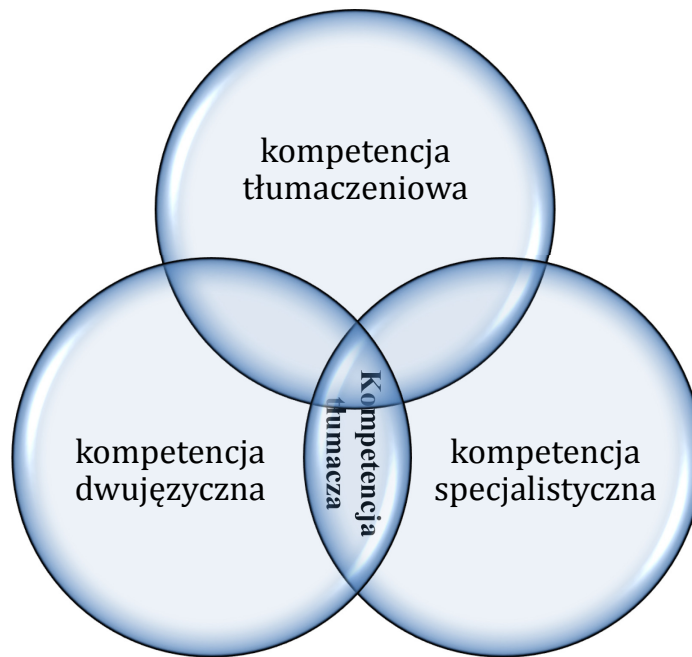


Abb. 3: Dolmetschkompetenz als Schnittmenge von drei grundlegenden Kompetenzen, nachgezeichnet nach Florczak (2013:48)

Aber sogar dann wenn alle drei Komponenten de facto vorhanden sind, kann es sein, dass der/die Dolmetscher/in mit einem konkreten Dolmetschauftrag nicht (ganz) zu Recht kommt, da der Output letzten Endes ja auch davon abhängt, wie mit der Bewältigung unterschiedlicher Teilaufgaben umgegangen wird. Darum ist Florczak (2013) zufolge eine gewisse psychische und physische Leistungsfähigkeit zu erbringen. Die für den DolmetscherInnenberuf erforderlichen Eigenschaften sind letztendlich als Ergebnis der zu erfüllenden Kompetenzen aufzufassen.

Auch Florczak (2013: 50f.) legt eine ganze Liste an Anforderungen und Persönlichkeitsmerkmalen vor, unterstreicht zugleich, dass diese schier unerschöpflich ist und wohl unendlich zu ergänzen wäre. Im Grunde können von Dolmetschsituation zu Dolmetschsituation weitere unvorhergesehene Eigenschaften, die nicht unbedingt mit der Vorstellung des klassischen Dolmetschprofils übereinstimmen, nötig sein:

Sytuacji przekładu jest bowiem tyle, ile możliwości oferuje komunikacja międzyludzka, a to oznacza, że zawsze może się pojawić konieczność posiadania cechy nieprzewidzianej w klasycznych wzor(c)ach tłumacza idealnego. Ta wielość sytuacji sprawia też, że niejednokrotnie opisywane cechy tłumacza nawzajem się wykluczają. Nie może to jednak dziwić. Poza stałym trzonem cech tłumacza profesjonalnego, lista cech dodatkowych („i

jeszcze warto by było, żebyś...“) jest praktycznie nieskończona, a to dlatego, że tłumacz jest przede wszystkim człowiekiem i z innymi ludźmi pracuje.

Neben den schon oben angeführten Anforderungen wie Stressresistenz und Konzentrationsfähigkeit, werden von ihm Selbstbeherrschung, innere Ausgeglichenheit, ein ausgezeichnetes Kurz- und Langzeitgedächtnis, Aufmerksamkeitsteilung und körperliche Ausdauer (besonders wichtig beim Simultanmodus), ein versierter Umgang mit der technischen Ausstattung der Dolmetschkabine, sowie die Beherrschung der Notizentechnik aufgezählt. Zudem werden die Fähigkeit zur Analyse und Synthese des Ausgangstextes sowie Sprechflüssigkeit als essentielle Kriterien qualitativ hochwertiger Dolmetschungen (d.h. kein übermäßiges Korrigieren) genannt, gepaart mit einer klaren Gedankenäußerung sowie schnellen Reaktionsfähigkeit (u.a. bei der Outputoptimierung).

Weiters erforderlich sind eine gewisse rhetorische Begabung und schauspielerisches Talent, ein gutes, phonematisches Gehör, eine klare Aussprache und angemessene Diktion, eine phonogene Stimme, aber auch die Fähigkeit schnell zu sprechen (besonders beim Simultandolmetschen). Enzyklopädisches Wissen und Eloquenz, sind für das Dolmetschen von Andeutungen, Metaphern, Sprichwörtern und Witzen vonnöten. DolmetscherInnen müssen auch imstande sein sich an die jeweilige Dolmetschsituationen und unterschiedlichen Settings (z.B. bei Gericht, in einer therapeutischen Sitzung, bei einem Staatsbesuch, während einer Konferenz) entsprechend anzupassen. Ebenso unerlässlich sind gute Umgangsformen, die nicht nur in der angewandten Sprache, sondern auch in der Beachtung der Regeln des *Savoir-Vivre*, des Dresscodes und der Körpersprache zum Ausdruck kommen.

Demzufolge lassen sich zwischen Florczak (2013) und den bislang präsentierten Anforderungen anderer WissenschaftlerInnen so gesehen keine größeren Abweichungen erkennen.

2.2 Standpunkt internationaler Verbände

Hält man einen Rückblick in die Geschichte des Dolmetschens, so hat es einen enormen Entwicklungsweg durchlaufen, wenn nicht sogar durchlaufen müssen, um sich als eigenständige Disziplin zu etablieren. Die Dolmetschwissenschaft erlebte einen regelrechten Paradigmenwechsel⁸, was sich schlussendlich auch auf die Didaktik auswirkte. Dolmetschausbildungsstätten führten Aufnahmeverfahren ein bzw. gestalteten diese um, verändern und optimieren ihre Curricula bis heute, u.a. um auf aktuelle Entwicklungen (z.B. den europaweiten Bologna-Prozess) zu reagieren.

All das wirft die Frage auf: Wie sieht der heutige Stand der Dinge aus? Hat sich in den letzten Jahren hinsichtlich der Anforderungen an angehende DolmetscherInnen etwas geändert? Im Rahmen der Recherche schien es sinnvoll dieser Frage Beachtung zu schenken. Bislang wurden nun schon einige dolmetschwissenschaftliche Beiträge aus den letzten Jahrzehnten präsentiert. Der Vollständigkeit und interessehalber sollen im folgenden Abschnitt hierzu aktuelle Anforderungen und zwar direkt aus der Berufswelt, aus der Sicht des wohl größten KonferenzdolmetscherInnenverbandes wie auch des größten potentiellen Arbeitgebers innerhalb der Europäischen Union vorgestellt werden.

2.2.1 AIIC

Die AIIC (2014) nennt auf Ihrer Website bestimmte Schlüsselfähigkeiten, die von angehenden KonferenzdolmetscherInnen erwartet werden. So gilt auch hier eine ausgezeichnete Sprachbeherrschung – im Besonderen der Muttersprache – sowie umfangreiches Allgemeinwissen wieder als Selbstverständlichkeit. Darüber hinaus sollten interessierte KandidatInnen ein rasches Verstehens- sowie Informationsverarbeitungsvermögen besitzen und sich in hohem Maße konzentrieren können, um so die Botschaft und Intention ihrer RednerInnen im richtigen Kontext, sowie vor dem

⁸ Ein prägendes Ereignis, das mitunter als Geburtsstunde der Dolmetschwissenschaft angesehen wird, fand 1986 statt, als an der SSLMIT (*Scuola Superiore di Lingue Moderne per Interpreti e Traduttori*) der Universität Triest ein internationales Symposium zur Konferenzdolmetscherausbildung organisiert wurde, während dem die bisherige Erforschung der Dolmetschwissenschaft und die bislang dominierende „Pariser Schule“ in Frage gestellt und ein vollkommen neuer Forschungsansatz zur Untersuchung des Simultandolmetschens vorgestellt (vgl. Pöchhacker 2004/2010:38)

Hintergrund einer bestimmten Thematik vollständig zu erfassen, – unter Wahrung des Tons und Stils in der Zielsprache. Zudem müssen sie

auf Veränderungen schnell und ruhig (...) reagieren, körperlich ausdauernd sein, ein gutes Nervenkostüm haben, über eine angenehme Stimme und ein angenehmes Auftreten in der Öffentlichkeit verfügen, und (...) in der Lage sein, geistige Neugierde mit Taktgefühl und Diplomatie in Einklang zu bringen (<http://aiic.net/page/2395/angehender-dolmetscher-faq/lang/32#Q2>).

Wer also die Grundvoraussetzungen erfüllt, d.h. über die o.a. Fähigkeiten, Fertigkeiten und persönlichen Eigenschaften verfügt, muss noch eine spezielle Ausbildung absolvieren, während der Dolmetschmethodik und Dolmetschstrategien vermittelt werden. Für den Konferenzdolmetscherberuf ist üblicherweise eine universitäre Ausbildung erforderlich, gefolgt von einem Aufbaustudium in Konferenzdolmetschen, wobei es sich bei den Erstabschlüssen (Bachelorstudien) nicht zwingend um philologische bzw. linguistische Studiengänge handeln muss. Ebenso können AbsolventInnen ganz anderer Studienrichtungen eine Zusatzqualifikation in Konferenzdolmetschen erlangen, vorausgesetzt sie verfügen über die notwendigen sprachlichen Fähigkeiten. Ein klares und eindeutiges Verständnis für ein professionelles Auftreten als DolmetscherInnen kann nur im Rahmen einer solchen Ausbildung vermittelt werden (vgl. AIIC 2014).⁹

2.2.2 Generaldirektion Dolmetschen (GD SCIC)

Aus den bescheidenen Anfängen der 1950er, als nur eine kleine Gruppe von DolmetscherInnen für die Europäische Union (EU) tätig war, entwickelte sich die mittlerweile größte Auftraggeberin für DolmetscherInnen – die Generaldirektion Dolmetschen der Europäischen Kommission (GD SCIC). Demnach scheint es nicht verwunderlich, dass auch sie ihre Meinung zum Thema Dolmetschen und den damit zu erfüllenden Anforderungen kund tut. SCIC (2014) nach handelt es sich beim Konferenzdolmetschen um einen „hochspezialisierten“ Beruf, der, sofern man vorhat diesen tatsächlich professionell auszuüben, erlernt werden muss.

⁹ Weitere interessante und hilfreiche Links: <http://aiic.net/node/5705/initial-training/lang/1>, <http://aiic.net/directories/schools/finder/>

Notabene wurden in der Vergangenheit von der Europäischen Kommission AbsolventInnen unterschiedlicher Studienrichtungen mit guten Sprachkenntnissen im Rahmen eines 6-monatigen Praktikums im eigenen Hause zu DolmetscherInnen „gemacht“. Im Bewusstsein, dass man strenggenommen nach keine Dolmetsch-ausbildungsstätte war, bildete man dennoch notgedrungen aufgrund des steigenden Bedarfs für einige Sprachen bis 1993 etwa 50% aller DolmetscherInnen nach dem Prinzip des in-house Trainings aus, so u.a. für die dänische Sprache. Man ging nämlich davon aus, dass mittels ständigem Üben und Beobachten routinierter BerufsdolmetscherInnen die Dolmetschfertigkeit erlernt würde, was in einigen Fällen tatsächlich der Fall war (vgl. Heynold 1993:14; Kalina 2000).¹⁰

Wie sieht der Status quo aus? Welche Position nimmt die SCIC (2014) heute ein? Jeder/jede, der/die den Konferenzdolmetscherberuf¹¹ anstrebt, muss zunächst einmal drei grundlegende Bedingungen erfüllen: eine Begeisterung für Sprachen aufweisen, seine/ihre Muttersprache(n) perfekt beherrschen und über ausgezeichnete kommunikative Fähigkeiten verfügen. Widerlegt wird der Mythos der Zweisprachigkeit als zu erfüllendes Kriterium. BerufsanwärterInnen müssen einen Diplom- oder Masterstudienabschluss in Konferenzdolmetschen und/oder langjährige Erfahrung vorweisen können.

Nimmt man die Anforderungen der SCIC (2014) etwas näher unter die Lupe, lässt sich auch hier eine Gemeinsamkeit sowohl mit der AIIC (2014) als auch mit den Erkenntnissen der Dolmetschwissenschaft finden. Um die Dolmetschtätigkeit ausführen zu können, bedarf es eines perfekten Sprachverständnisses, allerdings nicht nur in den Fremdsprachen. Die Beherrschung der eigenen Muttersprache ist nicht zu unterschätzen. Gerade unter Druck müssen DolmetscherInnen fähig sein, sich sprachgewandt in ihrer Muttersprache artikulieren zu können und dabei klar und präzise zu bleiben (vgl. <http://ec.europa.eu/dgs/scic/become-an-interpreter/want-to-become->

¹⁰ Kalina (2000:170f.) nach konnten auf diese Art und Weise zwar gewisse Fertigkeiten erworben werden, allerdings ist „diese Methode der Nachahmung wenig geeignet dem Dolmetscher das erforderliche Rüstzeug für die Bewältigung unterschiedlicher Situationen zu geben, und ihn in die Lage zu versetzen, seine eigene Leistung zu analysieren und seinen jeweiligen Anforderungen an deren Qualität zu begründen. Eine wenig reflektierte Einstellung des Dolmetschers zu eigenen Dolmetschleistung im Verlauf der Berufstätigkeit (nachlassende Professionalität, mangelnde Kontrolle von Qualitätsmerkmalen) ist häufig die Folge.

[interpreter/index_de.htm](http://ec.europa.eu/dgs/scic/become-an-interpreter/index_de.htm)).¹² Analog zur AIIC (2014) wird auch von der SCIC (2014) darauf aufmerksam gemacht, dass ein Bachelor-Abschluss als Zugangsvoraussetzung für den Masterstudiengang Konferenzdolmetschen gilt, wobei es sich aber nicht um ein Sprachstudium handeln muss.

Einen eklatanten Unterschied gibt es allerdings doch, denn die SCIC (2014) legt ihr Hauptgewicht eindeutig auf die Kommunikations- und Sprach(beherrschungs-)ebene. Was jedoch weitere benötigten Fähigkeiten und Fertigkeiten anbelangt, ist an einer anderen Stelle nur noch von „fundierte[m] Allgemeinwissen und Interesse am Zeitgeschehen“ (http://ec.europa.eu/dgs/scic/become-an-interpreter/interpret-for-dg-interpretation/index_de.htm) die Rede. Persönliche Eigenschaften hingegen, wie sie in den vorhergehenden Absätzen von den jeweiligen TranslationswissenschaftlerInnen oder auch von der AIIC (2014) angeführt wurden, werden nicht einmal rudimentär erwähnt. Es stellt sich somit die berechtigte Frage, ob dies beabsichtigt wurde, um so dem sprachlichen Aspekt (in-)direkt mehr Bedeutung beizumessen (immerhin ist die Europäische Union ja für ihre Sprachenvielfalt bekannt), oder ob es sich hierbei lediglich um Zufall bzw. eine zu bemängelnde, fehlende „Kleinigkeit“ handelt.

Ungeachtet der „wahren“ Intention muss kritisch hinterfragt werden, ob von dem für das Dolmetschen und die Organisation von Konferenzen zuständigen Dienst der Europäischen Kommission nicht mehr Präzision und Professionalität bzw. ein engerer Konnex mit der Dolmetschwissenschaft hinsichtlich der zu erfüllenden Voraussetzungen zu erwarten wäre. Schließlich gilt die „GD Dolmetschen [als] der größte Dolmetschdienst der Welt. Jedes Jahr stellt sie Dolmetscher für ungefähr 11 000 Sitzungen“(http://ec.europa.eu/dgs/scic/about-dg-interpretation/index_de.htm#anchor0). Gleichzeitig stellt die Kommission selbst hohe Anforderungen an KonferenzdolmetscherInnen, die bei den EU Institutionen arbeiten möchten (positive Absolvierung eines Auswahlverfahrens bzw. Akkreditierungstests). Offen bleibt

¹² Weiterführende Links für all jene, die an einer Dolmetschkarriere bei den Institutionen interessiert sind sowie eine Liste an Hochschulen in ganz Europa mit denen die GD zusammenarbeitet finden sich hier:

http://ec.europa.eu/dgs/scic/become-an-interpreter/index_de.htm

http://ec.europa.eu/dgs/scic/become-an-interpreter/interpret-for-dg-interpretation/index_de.htm

http://ec.europa.eu/dgs/scic/docs/cooperation/list_universities_europa.pdf

jedenfalls die Frage, weshalb derart vorgegangen wurde und ob es hierfür einen plausiblen Grund gibt.

2.3 Fazit

Hinsichtlich der Kernanforderungen an DolmetscherInnen wird deutlich erkennbar, dass es zwischen Nida (1964), Kalina (1998, 2000), Kautz (2000), Pöchhacker (2001), Best (2002), Gile (2009) und Florczak (2013) keinen größeren Dissonanzen gibt und sie sich in ihren wesentlichen Zügen decken. Zwar gehen die einzelnen WissenschaftlerInnen mehr oder weniger detailliert auf die Anforderungen ein, nichtsdestoweniger entsteht der Eindruck, dass die Meinungen diesbezüglich konvergent sind. Zieht man zu alledem die von der AIIC (2014) bzw. GD SCIC (2014) geforderten Schlüsselfähigkeiten hinzu, so harmonisieren sie im Grunde mit den Erkenntnissen der Translationswissenschaft.

Zusammenfassend kann an dieser Stelle also gesagt werden, dass Translation, damit auch das Dolmetschen, zunächst einmal Verstehen bedeutet. Profunde Sprachkenntnisse sind eigentlich eine *conditio sine qua non*. Sie schließen Vertrautheit mit unterschiedlichen Sprachregistern, Fachsprachen, Kenntnisse von phraseologischen Formulierungen und Bedeutungsnuancen mit ein. Hinzu kommen ein hohes Maß an Allgemeinwissen sowie Fachwissen der behandelten Thematik, sowie eine Liste an mitzubringenden persönlichen Eigenschaften. So wurde für das Simultandolmetschen am häufigsten ein ausgezeichnetes Gedächtnis, ein schnelles Reaktionsvermögen, die Fähigkeit zur Aufmerksamkeitsteilung, Stressresistenz sowie Souveränität genannt

Zudem wurde sowohl von den einzelnen WissenschaftlerInnen als auch den Institutionen und Verbänden auf die Bedeutung einer dolmetschspezifischen Ausbildung verwiesen, welche ebenfalls eine theoretische Fundierung miteinschließt und somit zu einem professionellen Auftreten und Handeln verhilft.

3. Rolle des Übungsprozesses beim Dolmetschen

Wie bereits der Titel dieser Arbeit deutlich macht, gilt das eigentliche Hauptinteresse dem Übungsprozess beim Simultandolmetschen. In diesem Kapitel wird auf die dominierende Fragestellung eingegangen, welche Rolle nun dem Übungsprozess zugeschrieben werden kann.

Da die Dolmetschwissenschaft, wie die Translationswissenschaft an sich, ein interdisziplinär ausgerichtetes Fach ist, verwundert es nicht, dass sie u.a. in einem engen Konnex zur Psychologie steht. Deswegen wird zunächst einmal ein kleiner Exkurs in die kognitive Psychologie unternommen, mit dem Ziel für die Dolmetschwissenschaft relevante Aspekte herauszufiltern.

3.1 Relevanz kognitionspsychologischer Erkenntnisse für das Simultandolmetschen

Viele alltägliche Fertigkeiten – wie z.B. das Autofahren – werden von Menschen praktisch automatisch ausgeführt. Für FahrschülerInnen, die zum ersten Mal hinter dem Steuer eines PKWs sitzen scheint vor allem der Schaltvorgang kompliziert zu sein und bereitet anfangs erhebliche Probleme. Geübte AutofahrerInnen hingegen sind mit der Gangschaltung bereits vertraut und wechseln die Gänge automatisch, ohne lange darüber nachdenken zu müssen.

Etwas Ähnliches lässt sich beim Schachspiel beobachten. SchachexpertInnen sind im Vergleich zu ungeübten SpielerInnen im Stande sich zigfache Figurenkonstellationen zu merken bzw. diese zu rekonstruieren. Laien sehen ein kariertes Brett auf dem einzelne Schachfiguren stehen, geübte SchachspielerInnen hingegen erkennen größere, zusammenhängende Strukturen oder Gruppen von Figuren und denken vergleichsweise viel kürzer über Zugmöglichkeiten nach. Wie aber schafft man es, sich derart viele Positionen zu merken, scheinbar ohne dabei das eigene Gedächtnis übermäßig zu belasten? Gibt es etwa einen besonderen Trick oder gilt auch hierfür wieder das altbekannte Sprichwort „Übung macht den Meister“?

Neben diesen Überlegungen stellt sich im Hinblick auf die vorliegende Masterarbeit auch logischerweise die Frage: Lässt sich das Prinzip der Mustererkennung bzw. der Automatisierung ebenso auf komplexere Fertigkeiten wie das Simultan-dolmetschen projizieren? Wenn ja, inwiefern?

Um auf all diese Fragen antworten zu können, bedarf es zunächst einer kurzen Klärung u.a. der Begriffe „Mustererkennung“, „Konzeptgeleitete Analyse“ und des sogenannten „Chunkings“ und der „Elaboration“. Gleichmaßen soll in den folgenden Unterkapiteln der Prozess der „Automatisierung“ erläutert werden und darauf eingegangen werden wie es zum Automatisieren von Fertigkeiten kommt. Anschließend sollen Rückschlüsse auf das (Simultan-)Dolmetschen gezogen werden.

3.1.1 Mustererkennung – Schablonenvergleich & Merkmalsanalyse

Das menschliche Verarbeitungssystem versucht den in die sensorischen Speicher einströmenden Reizinformationen, sei es visueller oder akustischer Natur, innerhalb eines kurzen Zeitraums eine bestimmte Bedeutung zu verleihen. Dieser Prozess wird in der psychologischen Informationsverarbeitungstheorie „Mustererkennung“ genannt.

Das Wahrnehmen von Mustern funktioniert u.a. dank des sogenannten „Schablonenvergleichs“. Muster der neuronalen Aktivität im Gehirn werden mit bekannten Reizen, bereits in der Wissensbasis gespeicherten Repräsentationen oder Schablonen verglichen, wobei auch etwaige Übereinstimmungen erkannt werden.

Diese Art von Mustererkennung wird in unzähligen Bereichen der Technik und Informatik eingesetzt, so mitunter beim Ablauf maschineller Vorgänge zur Klassifizierung von Objekten – dem Maschinensehen, oder in der Computerlinguistik bei der Sprach- und Texterkennung, um hier nur einige Beispiele zu nennen. Sehr häufig ist bei diesen Formen der Mustererkennung eine bestimmte Zahl der potentiellen Muster vorgegeben.

Beim Menschen hingegen erfolgt das Erkennen von Mustern mit allergrößter Wahrscheinlichkeit nicht ausschließlich durch den Schablonenvergleich. Dafür spricht die Tatsache, dass der Mensch imstande ist, eine Vielzahl von Mustern zu erkennen, sogar dann, wenn es sich um gewisse „Abwandlungen“ handelt. Dank dieser relativ flexiblen Mustererkennung können Muster also auch dann identifiziert werden, wenn sie in unterschiedlicher Ausrichtung erscheinen. Betrachten wir folgendes Beispiel:



Abb. 4: Verständliches Beispiel für die flexible Mustererkennung bei Menschen. Diese ermöglicht Buchstaben und Ziffern trotz Abwandlungen (in diesem Beispiel unterschiedliche Schriftarten und -größen) zu identifizieren.

Obwohl in der obigen Veranschaulichung unterschiedliche Schriftarten und -größen vorkommen, schafft es der Mensch praktisch mühelos den Buchstaben „K“ und die Ziffer „3“ zu erkennen¹³.

Neben dem Schablonenvergleich erkennt der Mensch Muster mittels Merkmalsanalyse. Dabei werden einzelne Elemente eines Musters zunächst einmal identifiziert, bevor sie miteinander kombiniert bzw. in Beziehung gesetzt werden. Nachdem einzelne Merkmale zusammengefasst worden sind, werden sie zu größeren Einheiten strukturiert. Denn größer organisierte Strukturen werden oftmals viel schneller erkannt, als ihre einzelnen Komponenten. Allerdings setzen sich Muster nicht allein aus einer Reihe bestimmter Merkmale zusammen, sondern auch aus deren Relation zueinander. Demnach kann geschlussfolgert werden, dass das Erkennen von Mustern häufig mit Globalanalysen einhergeht.

Das Kombinieren von Merkmalen für die Mustererkennung beansprucht Aufmerksamkeit, wobei sich diese bei geläufigeren Mustern deutlich reduziert. Anders ausgedrückt, je gängiger und vertrauter ein Muster ist, umso weniger Aufmerksamkeit wird für seine Erkennung in Anspruch genommen. Beim Erkennen von Mustern wirken aufwärtsgerichtete (*bottom-up*) und abwärtsgerichtete (*top-down*) Verarbeitungsprozesse zusammen. Erstere ziehen zur Mustererkennung sensorische Informationen, Letztere hingegen den Kontext, in dem das Muster auftritt sowie das Allgemeinwissen heran (vgl. Kurz 1996:77ff.).

¹³ Weitere Beispiele zur flexiblen Mustererkennung lassen sich bei Kurz (1996) finden.

3.1.2 Konzeptgeleitete Verarbeitung

Laut Kurz (1996:79) gibt es Versuche, die erwiesen haben, dass die Ähnlichkeit von Merkmalen decisiv ist, wie leicht und schnell Muster erkannt werden können. Daneben spielt aber auch die eigene, subjektive Erwartung, welches Muster in einer bestimmten Situation logischerweise auftreten könnte eine tragende Rolle. Sie ist es, die den Mustererkennungsprozess in eine bestimmte Richtung lenkt. Dieser Prozess wird als „konzeptgeleitete Verarbeitung“ bzw. „konzeptgeleitete Analyse“ (Kurz 1996:80) bezeichnet. Für ein besseres Verständnis dieses Prozesses soll das folgende Beispiel von Anderson (1988 zit. nach Kurz 1996:80) dienen:

THE CHT

Betrachtet man die zwei Wörter wird man zweifelsohne „THE CAT“ lesen, und zwar ungeachtet der Tatsache, dass bei dem mittlerem Buchstaben nicht klar ist, ob es sich hierbei eigentlich um ein „A“ oder „H“ handelt. Interessanterweise wird dieser Buchstabe im ersten Wort problemlos als ein „H“ erkannt, was dadurch zu erklären ist, dass der englische Artikel „THE“ im Englischen eine konkrete Bedeutung hat und somit auch sinnhaftig ist. Im zweiten Wort hingegen wird der mittlere Buchstabe sofort als „A“ identifiziert. Denn auch „CAT“ ist ein englisches Wort, wohingegen „CHT“ nicht. Ergo ist also ersichtlich, dass der Kontext zwangsläufig die richtige Deutung beeinflusst (vgl. Kurz 1996:78f.).

Kurz (1996) verweist u.a. auf einen Versuch von LaBerge (1973), in dem ProbandInnen mit visuellen Reizen konfrontiert wurden, die sie identifizieren mussten. Waren Reize erwartet, so spielte es für die Schnelligkeit des Erkennens keine Rolle, ob sie bereits bekannt waren oder nicht. Bei unerwarteten Reizen jedoch wurde ein signifikanter Unterschied in der Schnelligkeit des Urteils verzeichnet. So antworteten die Versuchspersonen bei geläufigeren Zeichen nach durchschnittlich 530 msec. Bei ungewöhnlichen Zeichen hingegen benötigten sie 580 msec, sprich ganze 50 msec länger. Dies lässt sich folgendermaßen erklären: bei ungewohnten Reizen musste die Aufmerksamkeit von den erwarteten auf die tatsächlich gezeigten Muster gelenkt werden, was dementsprechend auch mehr Zeit in Anspruch nahm. Nachdem den Testpersonen jedoch die Möglichkeit geboten wurde dieselbe Aufgabe 5 Tage jeweils

eine Stunde lang zu üben, konnten sie unerwartete neue Zeichen genauso schnell erkennen wie unerwartete geläufige Buchstaben. Dank der Übungsphase wurde der Erkennungsprozess beinahe automatisiert.

Etwas Ähnliches lässt sich auch bei der Sprachwahrnehmung erkennen, bei der bestimmte hoch überlernte Reizmuster verarbeitet werden. Komplexere Reize wie beispielsweise Wörter sind „redundant“, mit anderen Worten, sie setzen sich aus deutlich mehr Merkmalen zusammen, als für ihr Erkennen eigentlich notwendig wäre. Aufgrund dessen kann der Wahrnehmungsprozess auch dann weiterlaufen, wenngleich die Merkmale erst teilweise erkannt sind. Die fehlenden Merkmale werden nämlich durch den Kontext vervollständigt. Dies gilt sowohl auf der Buchstabenebene wie auch auf der Ebene von ganzen Wortfolgen; aber auch bei gesprochener Sprache spielt der Kontext eine grundlegende Rolle, was u.a. ein Versuch („Phonemergänzungseffekt“) von Warren & Warren (1970) bestätigt. Im Rahmen des Experiments wurden ProbandInnen folgende vier Sätze präsentiert (Zur Erklärung: das * repräsentiert jeweils ein Phonem, das durch einen nichtsprachlichen Ton ersetzt wurde):

It was found that the *eel was on the axle.

It was found that the *eel was on the shoe.

It was found that the *eel was on the orange.

It was found that the *eel was on the table.

(Warren/Warren 1970 zit. nach Kurz 1996:83)

Auffallend ist, dass alle vier Sätze gleich anfangen und auch nach dem kritischen Wort identisch sind. Das kritische Wort kann nicht augenblicklich identifiziert werden, sondern hängt von der Wahrnehmung der nachfolgenden Wörter ab.

Nur die wenigsten VersuchsteilnehmerInnen gaben an den Ton überhaupt wahrgenommen zu haben. Je nach Kontext behauptete die Mehrheit bei den oben angeführten englischen Sätzen „wheel“, „heel“, „peel“ oder „meal“ gehört zu haben. Somit nahmen die Versuchspersonen Phoneme wahr, die im Signal zwar nicht enthalten waren, im sprachlichen Kontext aber einen Sinn ergaben.

Dieser Versuch zur Sprachwahrnehmung zeigt also deutlich, welchen starken Einfluss der Kontext auf das Verständnis hat. Einerseits erleichtert er die Wahrnehmung

des tatsächlich Dargebotenen, andererseits kann er allerdings sogar dazu führen, dass etwas gehört wird, was gar nicht vorhanden ist (vgl. Kurz 1996:81ff).

3.1.3 Gedächtnis, Chunking und Elaboration

Das menschliche Gehirn ist zweifelsohne zu erstaunlichen Gedächtnisleistungen fähig. So ist es u.a. imstande eine unbegrenzte Menge an deklarativem und prozeduralem Wissen anzusammeln. Gleichzeitig sind ihm aber auch gewisse Grenzen auferlegt, insbesondere was das Ausmaß an Informationsmengen betrifft.

Das Wissen eines Menschen kann entweder „aktiv“ oder „inaktiv“ sein. Aktiv ist es, wenn es bearbeitet wird. Inaktiv hingegen, wenn es gespeichert ist, ohne gebraucht zu werden (vgl. Kurz 1996:83). Daraus folgt, dass die Anzahl der Vorstellungen, die zur selben Zeit aktiv sein können sowie die Verarbeitungsmöglichkeiten des Gehirns beschränkt sind.

Befindet sich eine begrenzte Informationsmenge in einem speziellen, aktivierten Zustand, so spricht man vom Kurzzeitgedächtnis. Nur ein aktivierter Zustand ermöglicht es diese Informationen auch tatsächlich zu gebrauchen, ansonsten, wenn sie nicht memoriert werden können, schwinden sie unaufhaltsam.

Das Kurzzeitgedächtnis kann als eine Art mentaler Arbeitsspeicher gesehen werden, der nur das Wissen enthält, das zu einem gewissen Zeitpunkt genutzt wird. Wie schon zuvor angedeutet, stellt der Umfang der Informationen, die im Kurzzeitgedächtnis gespeichert werden können, eine grundsätzliche Limitierung der geistigen Kapazität des Menschen dar. Daraus resultiert, dass ein mentaler Prozess nur unter der Voraussetzung, dass sich das benötigte Wissen bereits im Arbeitsspeicher befindet, entsprechend funktionieren kann (vgl. Kurz 1996:84).

Experimentellen Studien zufolge können durchschnittlich fünf bis sieben Gedächtniseinheiten (dies können Farben, Zahlen, Zeichen, Wörter, Sätze etc. sein) gleichzeitig aktiviert werden. Nach einmaliger Darbietung verschiedener Reize (z.B. einer Buchstaben- oder Zahlenreihe) können ProbandInnen zumeist zwei bis drei Reize in der präsentierten Reihenfolge reproduzieren. Mit steigender Anzahl der Reize, fällt ein exaktes Wiederholen wesentlich schwieriger aus. Allerdings wurde nachgewiesen, dass die Bedeutungshaltigkeit des Materials die Kapazität des Kurzzeitgedächtnisses verändern kann. Dies sei anhand der anschließenden Buchstabenreihe demonstriert:

U E A S U O N U E Z S O F E W

Wohl kaum jemand schafft es nach einmaliger Präsentation sich alle 15 – notabene unzusammenhängenden – Buchstaben zu merken und akkurat wiederzugeben. Anders verhält es sich jedoch, wenn dasselbe Buchstabengeflecht in umgekehrter Reihenfolge reorganisiert, neu gruppiert und wie folgt dargestellt wird:

WEF – OSZE – UNO – USA – EU

Nun kann davon ausgegangen werden, dass alle Buchstaben ohne größere Schwierigkeiten korrekt wiedergegeben werden können. Denn es ist wesentlich leichter, sich fünf Informationsblöcke, hier eben allgemein bekannte Abkürzungen, anstelle von 15 einzelnen Buchstaben zu merken. Dies bestätigt die Schätzung der fünf bis sieben Einheiten, die der Mensch Durchschnitt in seinem Kurzzeitgedächtnis aufnehmen kann und zeigt zudem, dass bei der Bestimmung des Umfangs des aktivierten Gedächtnisses von „funktionalen Verarbeitungseinheiten“ (Kurz 1996:85) ausgegangen werden muss.

Diese Gedächtniseinheiten werden als „Chunks“ bezeichnet, ein Begriff, der ursprünglich vom Gedächtnispsychologen Miller (1956) geprägt wurde. Seiner Hypothese zufolge ist die Beschränkung der Gedächtnisspanne nicht durch die Einheiten, die in den Reizen (z.B. Buchstaben, Silben, Wörter usw.) faktisch vorhanden sind, bestimmt, sondern vielmehr durch die Anzahl der bedeutungshaltigen Chunks. Laut Miller (1956) können Testpersonen im Schnitt etwa $7 (\pm 2)$ solcher Chunks wieder ins Gedächtnis rufen¹⁴. „Diese Chunks“, so Kurz (1996:85), „sind als Einheiten des Langzeitgedächtnisses aktiviert.“ Es wird also angenommen, dass es beim Wachrufen eines Reizes, der Gemeinsamkeiten mit früheren Reizen aufweist, zur Aktivierung der Einheiten des Langzeitgedächtnisses kommt, sodass sie direkt abgerufen werden können. Miller (1956) zufolge ist es möglich, mehr Informationen in die einzelnen Chunks zu packen, was als Rekodierung bezeichnet wird:

Since the memory span is a fixed number of chunks, we can increase the number of bits of information that it contains simply by building larger and larger chunks, each chunk

¹⁴ Laut dem Lexikon der Psychologie (2003:167) wird das Chunking auch sehr kritisch gesehen. Es wird u.a. auf Ericsson/Polson (1988) verwiesen, die durch Untersuchungen der Verarbeitungsstrategien von Gedächtniskünstlern zeigten, dass das Chunking als Erklärung für deren enorme Gedächtnisleistung keinesfalls ausreicht.

containing more information than before (Miller 1956 zit. nach Malinowski <http://www.musanim.com/miller1956/>).

Die Strategie des Chunkings lässt sich insbesondere bei erfahrenen Personen beobachten. Als Beispiel hierfür wie die funktionale Kapazität des aktivierten Gedächtnisses durch den Prozess der Rekodierung in größere Chunks ausgeweitet werden kann, dient das eingangs erwähnte Schachspielen.

Um SchachmeisterIn zu werden, muss man zuvor unzählige Informationen über das Schachspiel in abrufbarer Form gespeichert haben. Im Vergleich zu AmateurInnen bzw. AnfängerInnen verfügen ExpertInnen über eine wesentlich höhere Speicherkapazität. Denn sie sehen nicht bloß einzelne Figuren, die irgendwie über das Brett verteilt stehen, sondern größere zusammenhängende Strukturen oder Gruppen (Chunks). Gerade bei spieltypischen Konstellationen können geübte SchachspielerInnen im Gegensatz zu ungeübten weitaus mehr Figuren in die richtigen Positionen bringen und sogar zur Gänze rekonstruieren. Sie müssen nicht zuerst die unterschiedlichsten Konfigurationen analysieren und lange über etwaige Konsequenzen nachdenken. Dies ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass ihre Chunks mehr Informationen enthalten und diverse Lösungen bereits in ihrem Gedächtnis abrufbar gespeichert sind. In dem Bereich, in dem sie ExpertInnen sind, verfügen sie über ein besseres Kurzzeitgedächtnis sowie erweitertes Langzeitgedächtnis (vgl. Kurz 1996:86f.).

Das Konzept der Aktivierung verliert für den Abruf aus dem Langzeitgedächtnis nicht an Gültigkeit. Für gewöhnlich befinden sich die Informationen im Langzeitgedächtnis in einem nichtaktivierten Zustand. Um von ihnen Gebrauch machen zu können, müssen sie erst einmal aktiviert werden. D.h. der Abruf von Informationen aus dem Langzeitgedächtnis besteht also in einer Aktivierung dieser Informationen.

Dabei spielt der Übungsprozess eine signifikante Rolle. Werden Reize häufiger dargeboten, so wirkt sich dies nicht nur auf das Reproduzieren, sondern auch auf die für den Gedächtnisabruf benötigte Zeit aus.

Um den Umfang der aktivierten Information zu vergrößern, sodass sie mehr als sieben Einheiten enthält, ist eine Aktivierungsausbreitung in Verbindung mit dem Abruf aus dem Gedächtnis vonnöten. Diese führt dazu, dass bei der Aktivierung eines bestimmten Konzeptes zugleich weitere Konzepte assoziativ miteinander verknüpft

werden. Eine derartige Aktivierung kann sich auf der einen Seite mittels Kodierungsstärke und auf der anderen Seite über alternative Netzwerkpfade ausbreiten. Die Lernstrategie der *Elaboration*, bei der neues Wissen in bestehendes Wissen integriert wird, erweist sich während des Lernprozesses als äußerst hilfreich. Beim Lernen werden Informationen häufig durch zusätzliche redundante Informationen elaboriert, wodurch die Reproduktionsleistung nachhaltig beeinflusst und erleichtert wird. Infolge zusätzlicher Abrufwege, die zur Verfügung gestellt werden, kann der Gedächtnisabruf über Schlussfolgerungen und Rekonstruktionsprozesse erfolgen.

Die Elaboration von zu erinnernden Informationen funktioniert u.a. dank bildhaften Vorstellungen und Schlussfolgerungen („Inferenzen“; Kurz 1996:88) sowie kontextabhängigen Merkmalen. Zusätzliche Elaboration führt zu einer besseren Konsolidierung bestimmter Informationen. Ergo können Gedächtnisleistungen deutlich verbessert werden.

Reproduktionen können oft als das Ergebnis von Schlussfolgerungen auf der Basis von Informationen, die man noch memorieren kann, gesehen werden. Diese Inferenzen bewirken, dass Inhalte in Erinnerung gebracht werden, die ursprünglich nicht gelernt wurden. Dank Inferenz kann das gelernte Material nicht nur in größerem Umfang, sondern auch in kürzerer Zeit abgerufen werden.

Dieser Effekt lässt sich auch im Alltag beobachten. Viele Gedächtnisleistungen beruhen gar nicht auf exakter Reproduktion, sondern viel eher auf plausiblen Schlussfolgerungen (vgl. Kurz 1996: 88).

3.1.4 Automatisierte Operationen – wie kommen sie zustande?

Es gibt kontrollierte sowie automatische bzw. automatisierte Prozesse. Kontrollierte erfordern Aufmerksamkeit, automatische dahingegen sind hochgeübte Prozesse, die so gut wie keine Aufmerksamkeit beanspruchen. Kurz nach (1996:97) bedeutet Automatisieren: „von einer Stufe bewußter Beherrschung von Strategien zu einer Stufe unbewußter Anwendung zu gelangen und Daten einander direkt zuzuordnen ohne kognitiv gelenkte Auswahloperationen zu durchlaufen“.

Um eine Fertigkeit zu erlernen und damit auch zu automatisieren, müssen grundsätzlich drei Lernphasen durchlaufen werden: die *kognitive*, *assoziative* und schließlich die *autonome* Phase.

In der ersten, der *kognitiven Phase* wird Wissen u.a. in Form von Fakten erworben, die sich der Lernende bei der Ausführung einer ungeübten Fertigkeit immer wieder in Erinnerung ruft. Um auf das Beispiel des Autofahrens zurückzugreifen (*siehe Abschnitt 3.1*): FahrschülerInnen lernen zunächst einmal wo sich die einzelnen Gänge befinden. Fällt während der Fahrstunde die Aufforderung in den dritten Gang zu schalten, werden sie sich wieder in Bewusstsein rufen, wo dieser liegt („rechts oben“). In der zweiten, der *assoziativen Lernphase* ist der Lernende einerseits in der Lage begangene Fehler zu erkennen und diese zu vermeiden, andererseits werden die für eine erfolgreiche Durchführung einer Tätigkeit nötigen Elemente verstärkt, d.h. die FahrschülerInnen brauchen weniger Zeit zum Überlegen, wo genau sich der jeweilige Gang befindet. In der *autonomen*¹⁵, der letzten Lernphase läuft die Fertigkeit zunehmend schneller und reibungsloser, scheinbar vollkommen ohne Mühe ab, was sich durch eine immer stärker werdende Automatisierung der Prozedur erklären lässt.

Übung verbessert eindeutig die Schnelligkeit und Genauigkeit beim Ausführen einer Tätigkeit. Beim Erreichen dieses „ExpertInnenstadiums“ kommt es sogar häufig vor, dass eine Verbalisierung des Wissens hinsichtlich der Fertigkeit nicht mehr möglich ist und eine retrospektive Zerlegung in Teiloperationen, wie zu Beginn des Erlernens vonnöten war, plötzlich große Schwierigkeiten bereitet (vgl. Kurz 1996:73ff.). Kurz (1996:75) begründet dies damit, dass „das Wissen über die Ausführung der Tätigkeit nicht einfach als Faktenwissen verfügbar ist und somit nicht ohne weiteres von der Ausführung der Tätigkeit getrennt werden kann“. Bezugnehmend auf die eingangs angegebene Definition von Automatisierung heißt das, dass in diesem Stadium eine „Stufe unbewusster Anwendung“ erreicht wurde. Dieses Phänomen wird allerdings nicht nur bei sehr simplen, sondern auch bei viel komplexeren Fertigkeiten beobachtet. Neben dem Übungsprozess als Schlüssel zum erfolgreichen Erwerb von Fertigkeiten, sind auch andere Faktoren wie u.a. die Übungsbedingungen maßgeblich beteiligt. Wie am Beispiel des Autofahrens zu sehen ist (s.o.), wird eine komplexe

¹⁵ Die autonome Phase wird häufig als Erweiterung der assoziativen Phase angesehen, da eine eindeutige Abgrenzung nicht möglich ist (vgl. Kurz 1996:74).

Fertigkeit zunächst in untergeordnete Teilkomponenten aufgespalten. Diese bilden nämlich die Grundvoraussetzung dafür, Fertigkeiten auf einem höheren Niveau zu lernen. All das bringt große Vorteile mit sich. Verteiltes Üben und Lernen beweist sich nämlich als deutlich zielführender als massiertes Lernen. Dieser Effekt ist auf die bessere Konsolidierung der einzelnen Informationen bzw. Operationen zurückzuführen.

Diese Tatsachen sollen nun im Hinblick auf das Simultandolmetschen im folgenden Abschnitt näher erörtert werden.

3.2 Rückschlüsse auf das Dolmetschen

3.2.1 Kontext beim Dolmetschen

Wie in Abschnitt 3.1.2 erläutert, spielt der Kontext bei der Sprachwahrnehmung eine ungemein wichtige Rolle. Für das (Simultan-)Dolmetschen ist der Kontext nicht von minderer Bedeutung, denn er hilft bei der Ergänzung fehlender Merkmale. Dabei kann der Kontext *verbaler*, *situationeller* oder *kognitiver* Natur sein (vgl. Lederer 1990).

Der *verbale* Kontext, „die gleichzeitige Präsenz einer bestimmten Anzahl von Wörtern im unmittelbaren Gedächtnis“ (Kurz 1996:93), hilft beim rascheren Disambiguieren und Erkennen von Wörtern im Kontext. Mit *situationellem* Kontext werden alle im Rahmen des Diskurses auftretenden Elemente der nonverbalen Kommunikation wie z.B. Gestik, Mimik, Körperhaltung der RednerInnen, Tonfall, die Reaktion der KonferenzteilnehmerInnen usw. bezeichnet. Diese erleichtern DolmetscherInnen die Interpretation einer bestimmten Aussage.

Der *kognitive* Kontext meint die Gesamtheit der Informationen, die sich für DolmetscherInnen im Laufe einer Rede ergeben. Mit zunehmendem Eindringen in die behandelte Thematik, fällt es Dolmetschenden einfacher sich von der „sprachlichen Oberfläche“ zu lösen und freier zu formulieren. Beim Dolmetschen kommt auch die konzeptgeleitete (*top-down*) Verarbeitung gleichermaßen zum Zug. Der für das Dolmetschen und insbesondere für das Simultandolmetschen typische Zeitdruck fordert von den Dolmetschenden das Gehörte unmittelbar zu verstehen sowie zu verbalisieren und das noch bevor alle Sinneinheiten präsentiert werden, d.h. sie sind gezwungen zu antizipieren und eine sofortgültige Lösung anzubieten. Nicht selten müssen also die für

ein erfolgreiches Output notwendigen Informationen aus dem Kontext herangezogen werden.

3.2.2 Automatisierte Operationen beim Dolmetschen

In *Kapitel 2* zum Thema Anforderungen an (angehende) DolmetscherInnen wurde auf die eminent wichtige Rolle der Aufmerksamkeitsteilung verwiesen.

Aus psychologischer Sicht ist die Aufmerksamkeit des Menschen, was ihre Kapazität betrifft, beschränkt und kann daher nur auf wenige kognitive Prozesse gleichzeitig gerichtet werden. Fakt ist, „[j]e öfter man diese Prozesse geübt hat, umso weniger Aufmerksamkeit erfordern sie. Sie können schließlich ausgeführt werden, ohne andere kognitive Prozesse zu beeinträchtigen“ (Kurz 1996:89).

Das sensorische Gedächtnis registriert fortlaufend jede ankommende Information. Daher verwundert es auch nicht, dass es eine extrem hohe Kapazität besitzt. Allerdings gehen viele Informationen sehr schnell wieder verloren, wenn die Aufmerksamkeit nicht auf sie gerichtet ist und sie nicht enkodiert, bearbeitet sowie gespeichert werden. Demgemäß spielt die Aufmerksamkeit beim Auswählen der Informationen eine große Rolle für ihre weitere Verarbeitung. Die Grenzen der Aufmerksamkeitskapazität können somit als eigentliche Ursache für die Beschränkung der Reproduktionsleistung bei visuellen und auditiven Aufgaben gesehen werden.

Werden beispielsweise zwei verschiedene Aufgaben verrichtet, so muss die Aufmerksamkeitskapazität auf zwei miteinander konkurrierende Prozesse verteilt werden. Obwohl die Grundannahme stimmt, dass die Kapazität der Aufmerksamkeit nicht genügt zwei anspruchsvollen Aufgaben gleichzeitig durchzuführen, so hat die Kognitionspsychologie einerseits bewiesen, dass eine simultane Ausführung möglich ist, wenn die Prozesse keine übermäßigen Anforderungen an die Aufmerksamkeit mehr stellen, andererseits, dass ein kosequentes und hohes Maß an Übung dieser Prozesse bewirkt, dass sie mit der Zeit weniger Aufmerksamkeit abverlangen (vgl. Kurz 1996:89f). Die Kapazität der Aufmerksamkeit ist damit durchaus erweiterbar, was auch u.a. von Gile (2009) bestätigt wurde (siehe *Abschnitt 4.3*). Eine Tatsache, die sich ebenfalls auf das Simultandolmetschen übertragen lässt.

Kurz (1996:92) weist darauf hin, dass auch das Simultandolmetschen auf dem Erkennen und Aktivieren von verhaltenssteuernden Mustern beruht und „ein

differenziertes, assoziativ organisiertes mentales Netzwerk voraus[setzt]“. Deshalb sollte die Beschleunigung der Mustererkennung ein anzustrebendes Ziel sein. Dies kann erreicht werden, indem mehr Merkmale in Form von größeren bedeutungshaltigen Informationsblöcken – „Chunks“ – verarbeitet werden. Sprich je mehr Muster man kennt und je besser man diese kennt, umso besser. Für das Steigern der Effizienz beim Dolmetschen ist es beispielsweise hilfreich, sich mit möglichst vielen sprachlichen und gedanklichen Mustern vertraut zu machen.

Beim Simultandolmetschen kann also das Automatisieren von kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten mittels Übung erreicht werden. Dank bewusstem Lernen und wiederholten Anwendungen kann ein effizienteres Ressourcenmanagement erreicht werden. Ebenso können Schnelligkeit und Präzision maßgeblich gesteigert werden. Automatisierte Operationen, d.h. Handlungen, die mit der Zeit nicht mehr bewusst ausgeführt werden, können also parallel und unabhängig voneinander ablaufen und bedeuten gerade für DolmetscherInnen eine erhebliche „Entlastung kortikaler Prozesse“ (Kurz 1996:96), wodurch sie ihre Aufmerksamkeit wiederum jenen kognitiven Prozessen widmen können, bei denen eine Automatisierung nicht möglich ist. Demnach können DolmetscherInnen bei schwierigen Teiloperationen nur dann eine Leistungssteigerung erzielen, wenn sie sich durch das Automatisieren von anderen Teilvorgängen bewusst entlasten (vgl. Kurz 1996:97).

Diese Erkenntnis ist vor allem für die Dolmetschdidaktik, insbesondere für das Simultandolmetschen relevant, denn Kalina (1998:249) zufolge haben Automatismen und Reflexe beim Simultandolmetschen eine andere, viel wichtigere Rolle als beim Konsekutivdolmetschen; für ihre Entwicklung liegt es deshalb in der Hand der Dolmetschlehre gezielte Übungen und Strategien zu erläutern und vermitteln. So nämlich kann sich der/die Dolmetschende mit bereits „zugeschnittenen“ Problemlösungsmethoden für unterschiedliche spezifische Dolmetschsituationen wappnen (vgl. hierzu *Kapitel 5*).

Als sehr hilfreich erweist sich z.B. das Automatisieren von Konferenzvokabular. Da Konferenzen im Grunde immer nach demselben Schema ablaufen (Eröffnungsrede, Begrüßung, Tagesordnung, Ankündigung, Schlussansprache usw.), sind typische Formulierungen und Wendungen, nachdem sie einstudiert und letztendlich automatisiert

wurden, leicht abrufbar und entlasten DolmetscherInnen wesentlich (vgl. Kurz 1996:98).

4. Dolmetschwissenschaftliche Belege

Damit es nicht nur bei allgemeinen Aussagen aus dem Bereich der Kognitionspsychologie bleibt, folgen nun empirische Untersuchungen von Pinter (1969), Kurz (1996) und Giles (1985, 1988, 2009) Effort Modell samt seinen Abwandlungen. Diese sind nicht nur für die Dolmetschwissenschaft per se von besonderem Wert, sondern werden auch als Grundgerüst für die Beantwortung der zentralen Fragestellung der vorliegenden Masterarbeit betrachtet. Daher sollen sie in den kommenden Abschnitten jeweils kurz präsentiert und samt ihren Ergebnissen erläutert werden.

4.1 Pinters empirische Untersuchungen zum Einfluss der Übung auf simultanes Sprechen und Hören

Dass der Übungsprozess beim Simultandolmetschen eine wesentliche Rolle spielt, zeigte Pinter¹⁶ (1969) mit ihrer Dissertation, in der sie die Fähigkeit zur Lösung komplexer kognitiver Aufgaben (gleichzeitiges Hören und Sprechen verbunden mit unterschiedlichen zu lösenden Aufgabenstellungen) als Voraussetzung für das Simultandolmetschen untersuchte und damit gleichzeitig Broadbents (1957:271ff. zit. nach Pöchhacker 2010:115) Behauptungen, dass „the saying of even a simple series of words interferes with the understanding of a fresh message“ sowie „we can not attend perfectly to both the speech of others and our own“ in Frage stellte.

Getestet wurden 144 Personen, die in vier Versuchsgruppen eingeteilt wurden. Dabei handelte es sich einerseits um DolmetscherInnen mit hohem Übungsgrad, andererseits um Dolmetschstudierende in höheren Semestern mit mittlerem Übungsgrad, Studierende in den Anfangsemestern ohne Übung sowie Nicht-Dolmetschstudierende als Kontrollgruppe. Die ProbandInnen mussten Aufgaben unterschiedlichen Schwierigkeitsgrades lösen. Das Versuchsmaterial setzte sich aus nacheinanderfolgenden Sätzen sowie Fragen zusammen, die jeweils wiederholt bzw. beantwortet werden mussten.

¹⁶ Um etwaigen Verwirrungen vorzubeugen, scheint es an dieser Stelle angebracht, darauf hinzuweisen, dass es sich bei Ingrid Pinter (1969) sowie der in den nachfolgenden Ausführungen erwähnten Ingrid Kurz (1996) um ein und dieselbe Wissenschaftlerin handelt. Pinter ist Kurz Geburtsname.

Im ersten Versuch stand den Versuchspersonen dazu ausreichend (Denk-)Zeit zur Verfügung. Im zweiten Versuch kam es bereits zu einer teilweisen Überschneidung; die Testpersonen hörten in regelmäßigen Abständen einen neuen Satz bzw. eine neue Frage, während sie noch am Wiederholen eines Satzes bzw. Beantworten einer Frage waren. Beim dritten Versuch handelte es sich um eine wirkliche Simultansituation, bei der die Sätze bzw. Fragen unmittelbar aufeinander folgten. Bei einem vierten Versuch wurde hingegen untersucht, wie die ProbandInnen abschneiden, wenn sie sofort vor eine Simultansituation gestellt werden. Auch dieses Mal mussten Sätze wiederholt, Entscheidungs- (Ja/Nein-Fragen) sowie Denkfragen (Warum-Fragen) beantwortet werden (vgl. Pinter 1969:58-64).

In ihren statistischen Auswertungen stellte Pinter (1969) fest, dass konsequente Übung nachweislich zu einer parallelen Zunahme beider Fertigkeiten führte. In praktisch allen Versuchen konnte beobachtet werden, dass „Versuchspersonen mit zunehmendem Übungsgrad im simultanen Sprechen und Hören nicht nur bessere, sondern auch einheitlichere Leistungen liefern“ (Pinter 1969:118). Da professionelle DolmetscherInnen und Dolmetschstudierende höherer Semester logischerweise mehr Übung und Erfahrung nachweisen können, verwundert es somit nicht, dass sie in allen Fällen die besten Resultate erbrachten. Weiters schlussfolgert Pinter (1969), dass auch den besten SimultandolmetscherInnen gewisse Grenzen gesetzt sind. Ihre Leistung „wird sich im Falle eines übergroßen Informationsangebotes in der Zeiteinheit verschlechtern“ (Pinter 1969:159). Außerdem wird von ihr unterstrichen, dass gerade während der Dolmetschausbildung dem Training im simultanen Sprechen und Hören besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte (vgl. Pinter 1969:159).

Mit dieser Erkenntnis lieferte Pinter (1969) einen wichtigen Beitrag für die Dolmetschwissenschaft, denn ihre Untersuchung wird u.a. als Hinweis für die Automatisierung kognitiver Abläufe beim Simultandolmetschen angesehen.

4.2 Kurz Längsschnittuntersuchung zum Einfluss der Übung auf simultanes Sprechen und Hören

Jahre später greift Kurz (1996) im Rahmen ihrer Habilitation auf ihre eigene Studie aus dem Jahr 1969 zurück und untersucht, ob nach Ablauf einer gewissen Zeitspanne, in der die ProbandInnen Gelegenheit hatten, die Dolmetschfertigkeit regelmäßig zu üben, eine signifikante Leistungssteigerung festgestellt werden kann. Zudem behandelt sie die Frage, ob ein etwaiger festgestellter Übungseinfluss denn gleichermaßen für unterschiedlich schwieriges Versuchsmaterial gilt (vgl. Kurz 1996:108).

Hierfür führte sie am Institut für Übersetzer- und Dolmetscherausbildung der Universität Wien¹⁷ eine Längsschnittuntersuchung in zwei Versuchsreihen (A und B) durch. Bei den Versuchspersonen handelte es sich um Dolmetschstudierende. Zu Beginn des ersten Versuches, Ende des Wintersemesters, wiesen die StudentInnen eine Erfahrung im Simultandolmetschen von lediglich einem Semester auf. Nach einem Zeitraum von vier Monaten (dh. Ende des Sommersemesters), in dem die Studierenden regelmäßig eine Simultandolmetschlehrveranstaltung im Ausmaß von zwei Wochenstunden besuchten und selbstständig im Sprachlabor üben konnten, wurde ein zweiter Versuch durchgeführt.

Die VersuchsteilnehmerInnenzahl betrug während des ersten Versuchs 10, während des zweiten lediglich 8. Dies lässt sich damit erklären, dass die StudentInnengruppe im Wintersemester mit der aus dem Sommersemester nicht identisch war. Für die Auswertung standen letzten Endes die Ergebnisse von nur 5 Versuchsteilnehmerinnen zur Verfügung.

Für den Versuch wurde bereits vorhandenes, erprobtes Material verwendet. Dieses stellte wie auch bei Pinter (1969) keinen inhaltlich zusammenhängenden Text dar. Dessen ungeachtet handelte es sich hierbei um ein sprachlich sinnvolles Versuchsmaterial, welches den Testpersonen in unmittelbarer Aufeinanderfolge dargeboten und in drei Teile unterschiedlichen Schwierigkeitsgrades geteilt wurde.

Einerseits setzte es sich aus „phrase shadowing“, 30 Sätzen mit durchschnittlich 10-12 Silben zusammen, die jeweils nach ihrer vollständigen Darbietung mit

¹⁷ Hierbei handelt es sich um das jetzige Zentrum für Translationswissenschaft (ZfT). Für Interessierte siehe: <http://transvienna.univie.ac.at/home/>

ausreichend großem Abstand vom Original nachgesprochen werden sollten (z.B. Athen ist die Hauptstadt von Griechenland. Hans Holbein war ein berühmter deutscher Maler. Der Stephansdom ist das Wahrzeichen von Wien. Picasso ist der Begründer von Kubismus.)

Andererseits aus 30 Entscheidungsfragen (Ja-/Nein-Fragen) ebenso mit einer Länge von 10-12 Silben, bei denen die Testpersonen auf die jeweilige Frage mit einem „Ja“ oder „Nein“ antworten und anschließend den ganzen Wortlaut der Frage wiederholen mussten. So konnte gewährleistet werden, dass die Antworten dieselbe Länge aufweisen wie die Fragen (z.B. Ist Aluminium härter als Stahl? Ist eine Elle länger als 1m? Lebte Gershwin früher als Joseph Haydn? Ist $14 + 7$ mehr als 16?). Im Vergleich zum ersten Versuchsteil war der kognitive Prozess hier anspruchsvoller, da es sich nicht um ein bloßes Wiederholen des dargestellten Materials handelte, sondern die Fragen zunächst einmal erfasst werden mussten, bevor eine Beantwortung mit „ja“ oder „nein“ und die Wiederholung des ursprünglichen Wortlauts möglich war.

Im dritten Teil folgten 30 Denkfragen (Warum-Fragen), die von den ProbandInnen zu beantworten waren, wobei diesmal die Antworten selbstständig formuliert werden mussten, was dementsprechend noch mehr kognitiven Aufwand forderte (z.B. Warum gedeiht in Skandinavien kein Wein? Warum feiern die Christen Weihnachten? Warum züchtet man eigentlich Bienen? Warum sind Kraftwerke in Österreich wichtig?) (vgl. Kurz 1996:107-124).

In allen drei Versuchsteilen wurde das Kriterium der Gleichwertigkeit durch die Längengleichheit der Silben (10-12 Silben im Schnitt) erfüllt. Zudem wurde in Vorversuchen gewährleistet, dass die Fragen (Versuchsteil 2 und 3) ohne längeres Überlegen beantwortet werden konnten, was als Voraussetzung für ein erfolgreiches Meistern der Simultansituation galt. Die Verwendung von bereits bekanntem und erprobtem Reizmaterial ermöglichte die Anstellung eines direkten Vergleichs mit der Referenzstudie von Pinter (1969).

Die Evaluation des Versuchs ging von den nachfolgenden Vermutungen aus: Aufgrund der viermonatigen Übungsperiode, die zwischen der Versuchsreihe A und B lag, wird beim zweiten Versuch eine deutliche Leistungsverbesserung erwartet.

Eine weitere Annahme war, dass die Längsschnittuntersuchung Pinters (1969) erzielte Ergebnisse bestätigen wird; genaugenommen, dass die Leistungen der

ProbandInnen in den kognitiv anspruchsvolleren Versuchsteilen 2 und 3 (Beantworten von Fragen) im Vergleich zu Versuchsteil 1 („phrase shadowing“) beachtlich niedriger ausfallen werden. Trotz der Übungsphase sollten die Leistungsunterschiede nicht zur Gänze verschwinden. Außerdem rechnete man damit, dass sich die Leistungsergebnisse der VersuchsteilnehmerInnen dank des viermonatigen Übungszeitraums jenen der DolmetscherInnen mit hohem Übungsgrad aus Pinters (1969) Studie annähern werden.

Die Statistische Evaluation und Interpretation ergab, dass sich die Ergebnisse mit den ursprünglichen Erwartungen vollständig decken und „der Übungsfaktor beim simultanen Sprechen und Hören eine nicht zu übersehende Rolle spielt“ (Kurz 1996:120). Die Versuchsergebnisse zeigten eindeutig, dass das simultan stattfindende Sprechen und Hören nach vier Monaten Übung bereits in hohem Maße automatisiert war. Zu Beginn des Versuchs war noch eine unübersehbare Divergenz zwischen dem Leistungsprofil der StudentInnen und dem der DolmetscherInnen festzustellen. In der zweiten Versuchsreihe hingegen war eine weitgehende Konvergenz der Leistungsprofile beider Gruppen zu beobachten. Der größte Übungseffekt konnte bei Versuchsteil 3, den Warum-Fragen verzeichnet werden und das, obwohl es sich hierbei um die kognitiv komplexeste Aufgabe handelte, „die ein Deverbalisieren und selbständiges Formulieren der Antworten erfordert[e] und somit – auch wenn der Aspekt des Umsetzens in eine andere Sprache fehlte – die größte Ähnlichkeit mit der Situation des Simultandolmetschens aufwie[s]“ (Kurz 1996:120).

Der Übungszeitraum bewirkte also, dass die Versuchspersonen auch mit komplexerem Versuchsmaterial entsprechend gut umgehen und „die beim Beantworten der Fragen erforderlichen kognitiven Prozesse daher relativ unbeeinträchtigt von der Tätigkeit des gleichzeitigen Sprechens und Hörens ablaufen konnten“ (Kurz 1996:121), womit Pinters (1969) Hypothese zum Übungseinfluss nochmals bestätigt werden konnte.

Nach einer viermonatigen Übungsperiode hatten die Studierenden demnach in den Versuchen zum simultanen Sprechen und Hören mit sinnvollem einsprachigem Material nahezu die Leistungen der erfahrenen Dolmetscher erreicht (Kurz 1996:124).

Ogleich die Dolmetschleistung der Studierenden nach diesem relativ kurzen Zeitabschnitt noch lange nicht mit jener von professionellen DolmetscherInnen mithalten konnte, erwies sich die Annahme, dass mittels systematischer Übung

wesentliche Fortschritte „im verbalen Reagieren auf Gehörtes bei gleichzeitigem Wahrnehmen und Verstehen von neuen akustischen Reizen“ (Kurz 1996:124) erreicht werden können, als zutreffend.

4.3 Giles Effort Modell

Auch Gile (1985, 1988, 2009) hat die Bedeutung zwischen Hören und Analysieren sowie Speichern und Produzieren beim Simultandolmetschen im Rahmen seines *Effort Modells* (Kapazitätenmodell) erforscht¹⁸. Dieses – ergänzt durch die sogenannte *Tightrope Hypothesis* – stützt sich auf der Annahme, dass Dolmetschen eine Art mentale Energie, die wiederum nur in begrenzter Menge verfügbar ist, abverlangt und dass DolmetscherInnen fast immer an der Grenze ihrer Energiekapazität, sprich in einer „Tightrope situation“ (Gile 2009:183) arbeiten. Gäbe es die Tightrope Hypothese nicht,

the natural assumption would be that available processing capacity is sufficient to cover all the needs and that interpreting failures are due to insufficient linguistic or extralinguistic knowledge or mistakes rather than to chronic cognitive tension between processing capacity supply and demand (Gile 2009:182).

Doch Giles Hypothese zufolge sind DolmetscherInnen gleichsam SeiltänzerInnen, die während ihres Balanceakts rasch aus ihrem Gleichgewicht kommen können; denn manchmal erfordert der Drahtseilakt des Dolmetschens viel mehr Energie, als eigentlich zur Verfügung steht und kann gelegentlich zu einem Leistungsabfall führen, und das „not because they [interpreters] do not have the necessary knowledge at their disposal, but because speeches are ‘too fast’ or ‘too dense’, in other words because they do not have the capacity to process them rapidly enough“ (Gile 2009:182).

Das Effort Modell stellt das Simultandolmetschen (SI) als Prozess dar, der sich in einzelne Teilaufgaben – die Efforts – zerlegen lässt; und zwar in die *Listening & Analysis Effort* (L), *Short-term memory Effort* (M), *Speech production Effort* (P). Diese

¹⁸ Ursprünglich wurde das Effort Modell für das Simultandolmetschen entwickelt. Mit der Zeit jedoch wurden weitere „Abwandlungen“ dieses Modells für das Konsekutivdolmetschen, Vom-Blatt-Dolmetschen, Simultandolmetschen mit Text und sogar für das Übersetzen erarbeitet (vgl. Gile 2009).

drei bilden sozusagen die Hauptkomponenten, hinzu kommt noch eine *Coordination Effort* (C) (vgl. Gile 2009:167f.).

Während des Dolmetschens werden also drei Phasen (L), (M) und (P) durchlaufen. Mehrere sukzessiv dargebotene Sprachsegmente, Translationseinheiten, die unterschiedlich lang ausfallen können, werden jeweils akustisch wahrgenommen und analysiert sowie im Gedächtnis für ganz kurze Zeit gespeichert. Schließlich wird die verstandene Idee in eine neue linguistische Form in der Zielsprache formuliert.

Alle genannten Teilaufgaben werden von einem weiteren Effort, der Koordinationskomponente (C), koordiniert. Mittels einer relativ simplen Gleichung lässt sich das Ganze somit folgendermaßen prägnant ausdrücken: „ $SI = L + P + M + C$ “ (Gile 2009:168). Das in der Gleichung vorkommende Pluszeichen drückt Additivität aus, allerdings nicht im strikten arithmetischen, sondern sehr allgemeinen Sinne.

Erfolgreiches Dolmetschen ist dem Effort Modell nach nur dann möglich, wenn ein Gleichgewicht zwischen den „konkurrierenden“ Teiloperationen (L), (M) und (P) besteht, d.h. wenn die Verarbeitungskapazität der DolmetscherInnen in keiner dieser Phasen überschritten wird. Wird diese Bedingung nicht erfüllt, wenn also die Verarbeitungskapazität für einen dieser Teilprozesse mehr mentale Energie abverlangt, als de facto zur Verfügung steht, wirkt sich das auch dementsprechend auf die für die anderen Efforts zur Verfügung stehende Energie aus und es kann es zur kognitiven Überlastung kommen. Wenn beispielsweise ein informationsdichter Ausgangstext sehr schnell präsentiert wird, müssen DolmetscherInnen zugleich mehr Informationen per Einheit verarbeiten. Dies verlangt mitunter mehr Kapazität ab, als den DolmetscherInnen eigentlich zur Verfügung steht und kann somit zu Informationsverlusten führen. Aber auch wenn die Verarbeitungskapazität die verfügbare Energiemenge nicht überschreitet, können beim Dolmetschen Schwierigkeiten auftreten. Grund dafür kann inadäquates Ressourcenmanagement sein. Beispielsweise können DolmetscherInnen in Versuchung geraten sich allzu sehr auf „elegante“ Formulierungen zu konzentrieren, wofür sie unnötig viel Energie verbrauchen. Infolgedessen bleibt ihnen viel weniger Kapazität für das Zuhören direkt nachkommender Worte der Vortragenden. Der Ausgangstext wird von ihnen möglicherweise nicht oder nur zum Teil gehört, sodass im Endeffekt der Output darunter leidet.

Gile (2009) geht davon aus, dass die Simultanität von zwei Efforts mit einer größeren kognitiven Belastung verbunden ist, als der Ablauf eines einzigen Efforts. Folglich bedeutet ein gleichzeitiger Ablauf von drei Efforts einen noch größeren Druck. Manchmal kommt es vor, dass temporär nur ein oder zwei Efforts arbeiten. Gelegentlich wird eine von RednerInnen eingelegte Sprechpause von DolmetscherInnen dazu genutzt, einen bereits zurechtgelegten Gedanken wiederzugeben; in so einem Fall, ist nur ein Effort aktiv. Ein andermal wird zwar die Botschaft von den DolmetscherInnen gehört und die Information vom Gedächtnis gespeichert, allerdings kommt (noch) keine zielsprachliche Produktion zustande, das heißt es sind nur zwei Efforts beteiligt. Im Idealfall sind während des Simultandolmetschens natürlich alle drei Efforts zur selben Zeit aktiv (vgl. Gile 2009:169).

Giles Effort Modell versucht während des Dolmetschens auftretende Schwierigkeiten (u.a. Namen, Zahlen, Aufzählungen, schwer verständliche Akzente bzw. Dialekte, Redegeschwindigkeit, Informationsdichte, mangelhafte akustische Bedingungen etc.), Fehler sowie suboptimale Dolmetschleistungen bei der Übertragung in die Zielsprache zu erklären, kapazitätsraubende Elemente als solche zu erkennen, und so eine Verbesserung der Qualität des Outputs mittels Energieeinsparung sowie eine gleichmäßige Aufteilung der Kapazität auf die einzelnen Efforts zu erzielen (vgl. Puková 2008:49; Gile 2009:22).

Den Erkenntnissen dieses Modells zufolge ist die Aufmerksamkeitsteilung also nicht nur erlernbar, sondern kann durch Übung deutlich erweitert werden – eine Tatsache die gerade für die Fragestellung dieser Masterarbeit sowie die Dolmetscher-Innenausbildung selbst von Relevanz ist. Das Effort Modell samt seiner für den Dolmetschprozess wichtigen Aufschlüsse wird an zahlreichen Hochschulen als didaktisches Hilfsmittel im Unterricht eingesetzt. Es integriert eine reflektierende Auseinandersetzung mit der eigenen Kapazität, Performance und intensives Üben. Nichtsdestotrotz besteht an einigen Ausbildungsstätten noch Nachholbedarf.

4.3.1 Effort Model für das Simultandolmetschen mit Text

Das Simultandolmetschen *mit Text* kommt öfter vor, als man vielleicht annehmen könnte. Gerade bei wichtigen internationalen Konferenzen und Kongressen möchten sich RednerInnen keinen faux pas erlauben und bereiten ihren Auftritt meist bis ins Detail vor.

In der Berufspraxis kommt es jedoch nur ab und an vor, dass ReferentInnen ihre Manuskripte (von sich aus) lange im Voraus zur Verfügung stellen. Vielmehr liegt es an den DolmetscherInnen selbst, die Initiative zu ergreifen und wegen Unterlagen (Programm, Tagesordnung, Teilnehmerliste, Rednermanuskripte, Abstracts, eventuelle Power Point Präsentationen, Folien etc.) anzufragen. Nicht selten tritt der Fall ein, dass sie erst kurzfristig vor Konferenzbeginn die notwendigen Materialien „ergattern“ können bzw. in die Hand gedrückt bekommen.

Schriftliches Material bringt natürlich den Vorteil mit sich, dass sich die DolmetscherInnen fachlich sowie terminologisch vorbereiten können und etwas Handfestes haben, auf das sie in der Kabine notfalls immer wieder zurückgreifen können. Gile (2010:181) nach ist das Simultandolmetschen mit Text eine Kombination aus Simultandolmetschen sowie Vom-Blatt-Dolmetschen/Übersetzen und setzt sich aus folgenden Teiloperationen zusammen:

SI mit Text = Reading Effort + Listening Effort + Memory Effort + Production Effort + Coordination Effort

Simultandolmetschen mit Text bringt, wie bereits oben kurz angedeutet, viele Vorteile mit sich. Visuelles Hilfsmaterial kann – angenommen eine frühere Vorbereitung ist möglich – die kognitive Belastung deutlich senken und während des Dolmetschens als Gedächtnisstütze dienen, wodurch das Gedächtnis der DolmetscherInnen wesentlich entlastet werden kann. Gerade in Situationen, in denen der Stresspegel steigt, dh. der/die Dolmetschende beispielsweise mit akustischen Problemen zu kämpfen hat, RednerInnen mit starkem Akzent referieren oder die Verarbeitungskapazität des (L)-Efforts droht überschritten zu werden, erweisen sich Texte von großem Nutzen. Im Gegensatz zum Vom-Blatt-Dolmetschen, bei dem nur schriftliches Material zur Verfügung steht, kommt beim Simultandolmetschen mit Text zusätzlich eine Verbalisierung des verschrifteten Textes durch RednerInnen hinzu. Diese Tatsache kann sich unter

gewissen Umständen als sehr nützlich erweisen, denn der Auftritt der Vortragenden hilft DolmetscherInnen beim Segmentieren des Textes in Translationseinheiten. Die mündliche Darbietung kann zwar, muss aber kein Vorteil sein. Wird ein Text nämlich regelrecht abgelesen, so fällt die Intonation und das Setzen von Pausen ganz anders aus als beim freiem Sprechen¹⁹.

Trotz der vielen Vorzüge, dürfen diese sowie einige andere Nachteile dieses Modus nicht missachtet werden. So werden DolmetscherInnen nicht nur auf einen Schlag mit einem geballten Informationspaket konfrontiert, sondern auch mit einer für verschriftete Texte charakteristischen komplexen Syntax, die notabene jedoch in mündlicher Form wiedergegeben werden soll. All das beansprucht deutlich mehr Verarbeitungskapazität der Analysekomponente. Mit dem Text vor sich liegend steigt ebenso das Risiko, dass sich beim Output sprachliche Interferenzen einschleichen, ein Phänomen, das ebenso beim typischen Vom-Blatt-Dolmetschen/Übersetzen zu beobachten ist (vgl. Gile 2009:180). Zudem ist die Arbeit mit Text mit einer zusätzlichen kognitiven Belastung verbunden, denn neben dem Zuhören, muss auch der schriftliche Text durchgehend verfolgt werden.

Aus Angst wichtige Informationen würden dem eigenen Gedächtnis entweichen, verspüren gerade viele Studierende den Drang sich sklavisch an den verschrifteten Text zu halten. Oftmals können sie einfach nicht der Versuchung widerstehen, alle in den Unterlagen vorkommenden Details in die Zielsprache zu übertragen. Eine solche Vorgehensweise birgt natürlich die Gefahr in sich, dass RednerInnen überholt, somit Informationen voreilig bzw. an einer falschen Stelle preisgegeben werden und dass nicht mehr an den „eentlichen“, simultan zu dolmetschenden Gedankengang angeknüpft werden kann. Ein klassischer Fall also, in dem das Risiko die Verarbeitungskapazität zu überlasten drastisch steigt.

Abgesehen davon ist es ja mittlerweile gang und gäbe, dass RednerInnen vom ursprünglichen Manuskript abweichen, auf aktuelle Ereignisse eingehen, ergänzende Kommentare hinzufügen, ganz spontan Veränderungen vornehmen, gewisse Passagen – bewusst oder unbewusst – umordnen, überspringen oder sogar weglassen. Konzentriert

¹⁹ Kalina (1998:26) nach sollten verlesene Manuskripte den DolmetscherInnen immer vorliegen, da ansonsten die Verdolmetschung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und im Extremfall gar nicht mehr möglich ist.

sich nun der/die Dolmetscher/in zu sehr auf das Schriftstück, bekommt er/sie unter Umständen von all dem gar nichts mit (vgl. Gile 2010:181f.). Das wiederum zieht als Konsequenz nach sich, dass der Output stark beeinträchtigt wird und wichtige Teile der Präsentation verloren gehen.

4.3.2 Effort Model für das Konsektivdolmetschen

Ursprünglich wurde das Effort Modell für das Simultandolmetschen entwickelt. Mit der Zeit entstanden ähnliche Modelle – u.a. für andere Dolmetschmodi – in Anlehnung an dasselbe Prinzip, das dem „Originalen“ Effort Modell zugrunde liegt. So wurde auch ein eigenes Effort Modell für das Konsektivdolmetschen geschaffen. Diesem zufolge werden während des Konsektivdolmetschens zwei grundlegende Phasen durchlaufen: zuerst die Rezeptionsphase, d.h. die Phase des Hörens und Notierens, und dann anschließend die Phase der Sprachproduktion, auch Reformulierungs- oder Wiedergabephase genannt.

Phase 1 des Konsektivdolmetschens lässt sich als Gleichung folgendermaßen darstellen:

$$\text{Interpreting} = L + N + M + C$$

L	Listening and Analysis
N	Note-taking
M	Short-term Memory operations
C	Coordination

Zwischen der Hör- und Analysekomponente (L) beim Konsektivdolmetschen und jener beim Simultandolmetschen besteht im Grunde genommen kein Unterschied. Sie sind identisch. Was den *short-term memory Effort* (M) betrifft, so ähnelt er jenem beim Simultandolmetschen. Allerdings umfasst die Speicherkomponente (M) beim Simultandolmetschen jene Zeit, die zwischen dem Hören eines Sprachsegments und seiner zielsprachlichen Formulierung, bzw. seiner bewussten Auslassung oder seines Verlusts verstreicht; beim Konsektivdolmetschen hingegen handelt es sich bei (M) um die Zeit zwischen Hören und Notieren – gesetzt den Fall, dass jene Information

überhaupt notiert wird – oder der mentalen Verarbeitung und der anschließenden Speicherung im Langzeitgedächtnis.

In der ersten Phase des Konsektivdolmetschens beschränkt sich der *Production Effort* (P) auf das Verfassen von Notizen, im Unterschied zum Simultandolmetschen, bei dem (P) bereits die eigentliche Sprachproduktion (vgl. *Abschnitt 4.3*) ist. Erst beim Durchlaufen der zweiten Phase kommt es beim Konsektivdolmetschen zur Produktion des zielsprachlichen Textes. Dies kann in einer Gleichung folgendergestalt illustriert werden.

Phase 2

$$\text{Interpreting} = \text{Rem} + \text{Read} + \text{P} + \text{C}$$

Rem	Remembering
Read	Reading
P	Production
C	Coordination

In der zweiten Phase setzt sich die Rem-Komponente aus einer Reihe von mentalen Prozessen zusammen, deren Aufgabe es ist, die sukzessiv aufeinanderfolgenden Elemente des Ausgangstextes aus dem *Langzeitgedächtnis* wieder in Erinnerung zu rufen; nicht zu verwechseln mit (M), der Speicherkomponente des *Kurzzeitgedächtnisses*.

Auf den ersten Blick scheint Phase zwei aufgrund des Speicherns von Informationen im Langzeitgedächtnis (Rem) und des Lesens der eigenen Notizen (Read) schwieriger zu sein. Sind jedoch gute Notizen samt klarem Layout vorhanden, auf die zurückgegriffen werden kann, können diese den Ablauf der Rem-Prozesse wesentlich unterstützen und die geforderte Verarbeitungskapazität deutlich reduzieren. So hilft ein übersichtliches Layout beispielsweise den logischen Aufbau der Rede zu verfolgen und entlastet dadurch das Gedächtnis maßgeblich.

Während in der ersten Phase RednerInnen „den Ton angeben“, können sich in der zweiten Phase DolmetscherInnen vom Original lösen und selbst entscheiden, wie sie ihre Verarbeitungskapazität auf die einzelnen Efforts verteilen. Das wiederum hat

natürlich den Vorteil, dass auf die Koordinationskomponente (C) weniger Druck ausgeübt wird.

Anders als in der Rezeptionsphase oder beim Simultandolmetschen muss in der Wiedergabephase der/die Dolmetschende seine/ihre Verarbeitungskapazität nicht auf alle Einzeloperationen aufteilen. Für erfahrene DolmetscherInnen, die Ihre Arbeitssprachen perfekt beherrschen, ist eine Anhäufung von Aufgaben, die unter Zeitdruck zu lösen sind – anders ausgedrückt das Arbeiten an ihrer Kapazitätsgrenze – an und für sich mit keinen größeren Probleme verbunden. Daher stellt in Sachen Auslastung der Verarbeitungskapazität nur *Phase 1* eine potentielle Gefahrenquelle dar.

Der größte Unterschied zwischen dem Simultan- und Konsektivdolmetschen besteht wohl darin, dass beim Konsektivmodus das Sprachverstehen und die Sprachproduktion zeitlich getrennt voneinander stattfinden. Das reduziert einerseits den Druck auf die zielsprachliche Produktion, andererseits auch die Belastung des Kurzzeitgedächtnisses infolge der syntaktischen Unterschiede zwischen AS und ZS. Darüberhinaus können beim Konsektivdolmetschen Informationen notiert werden. Beim Simultandolmetschen hingegen müssen alle Informationen im Kurzzeitgedächtnis bewahrt werden bevor sie in die ZS möglichst „natürlich klingend“ formuliert werden können.

Die Tatsache, dass während des Durchlaufens der zweiten Phase des Konsektivdolmetschens mehr Kapazität und Zeit für die Sprachproduktion zur Verfügung stehen, kann mitunter erklären, weshalb einige DolmetscherInnen, die es für gewöhnlich ablehnen in ihre B-Sprache simultan zu dolmetschen, eher gewillt sind in ihre B-Sprache konsektiv zu arbeiten.

Phase 1 des Konsektivdolmetschens, in der zunächst die RednerInnen den Takt angeben, sind nicht zwingend dieselben Grenzen auferlegt, wie dem Simultandolmetschen. Denn bei der Notation ist im Vergleich zur Sprachproduktion wesentlich mehr Freiraum gegeben. Notizen werden nämlich nicht von den Regeln der sprachlichen – lexikalischen, syntaktischen, stilistischen – Akzeptabilität bestimmt. Ihnen kommt eine vollkommen andere Funktion zu. Sie geben nicht die Originalrede als solche wieder, sondern dienen vielmehr als Erinnerungshilfe.

Wenn beim konsektiven Modus die Anforderungen an die Verarbeitungskapazität für den Prozess des Zuhörens und Analysierens zu groß werden, können

DolmetscherInnen die Quantität ihrer Notizen reduzieren, um auf diese Weise Kapazität freizulegen, die für andere Operationen genutzt werden kann.

Im Vergleich dazu führt ein Verlangsamen der Sprachproduktion während des Simultandolmetschens zu einem Timelag auf Kosten des Memory Efforts. Ein Wiederaufholen des Sprechtempos geht mehrmals zu Lasten der Sprachproduktion. Eine Reduktion der Informationsmenge beim Verfassen der Notizen muss nicht automatisch bedeuten, dass mehr Informationen, die erst zu einem späteren Zeitpunkt in die Zielsprache formuliert werden, vom Kurzzeitgedächtnis gespeichert werden müssen.

Während der ersten Phase des Konsektivdolmetschens treten dieselben Schwierigkeiten auf wie beim Simultandolmetschen. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Modi besteht jedoch im Notationsprozess beim Konsektivdolmetschen, der mehr Zeit abverlangt als die Sprachproduktion beim Simultandolmetschen. Denn die Handbewegungen beim Notieren fallen vergleichsweise langsam aus und führen zu einer Verzögerung, die ihrerseits größeren Druck auf das Kurzzeitgedächtnis ausübt und letzten Endes die für Hör- und Analysekomponente zur Verfügung stehende Kapazität reduziert. So kommt es vor, dass auftretende (Ein-Wort-)Eigennamen beim Simultandolmetschen keine größere Herausforderung darstellen. Sie können von Dolmetschenden relativ schnell erkannt und wiedergegeben werden. Was im Simultanmodus scheinbar relativ unproblematisch vonstatten geht, ist bei der Notizennahme im Konsektivmodus weitaus problematischer. Denn Eigennamen müssen zunächst einmal notiert werden, bevor sie im Nachhinein gedolmetscht werden können. Treten längere, unbekannte Eigennamen vor, nimmt deren Notation logischerweise noch mehr Zeit in Anspruch.

An dieser Stelle könnte man einwenden, dass eine derartige Argumentation hinsichtlich des Zeitfaktors so nicht stimmt. Denn DolmetscherInnen sollten doch effizient und gleichzeitig ökonomisch, in Form von einzelnen Wörtern, Abkürzungen und Symbolen notieren. Ein solches Notationssystem bewirke ja Zeitersparnis. Die Sprachproduktion im Simultanmodus hingegen ist immer mit der Konstruktion vollständiger Sätze verbunden. Hinzu kommt, dass beim Konsektivmodus doch nur ein Teil der Informationen notiert während der Rest im Langzeitgedächtnis abgespeichert wird.

Das Gegenargument mag durchaus plausibel sein. Ungeachtet dessen welche Art von Informationen notiert werden, spielt der Zeitfaktor Gile zufolge (2009) eine äußerst wichtige Rolle; insbesondere dann, wenn DolmetscherInnen für die jeweilige Information weder eine Abkürzung noch ein Symbol ad-hoc bereit haben und erst am „Erfinden“ sind. Die dadurch entstandene zeitliche Verzögerung kann eine Beeinträchtigung des Outputs nach sich ziehen. Die betroffene Stelle kann mitunter dazu führen, dass sie aus dem Dolmetschfluss geraten. Im Hinblick auf die Verarbeitungskapazität ist der Notation eine große Bedeutung beizumessen, wovon auch der Umfang der hierzu erschienenen Fachliteratur zeugt (vgl. u.a. Herbert 1952; Rozan 1956; Kade 1963; Seleskovitch 1975; Kirchhoff 1979; Ilg 1980/1988; Paneth 1984; Matyssek 1989; Seleskovitch/Lederer 1989; Gile 1995/2009; Kalina 1998/2000).

Hinsichtlich der Quantität und Sprache, in der notiert werden sollte, sowie des Gebrauchs von Symbolen, stößt man in der dolmetschwissenschaftlichen Literatur auf unterschiedliche Meinungen. Gile (2009) hat sich vielmehr der Frage nachgegangen, wie Verarbeitungskapazität und Zeitaufwand bei gleichzeitiger Wahrung der Effizienz der Notation reduziert werden können (vgl. Gile 2009: 175-179). Symbole und Abkürzungen sind in der Tat als attraktives Instrumentarium anzusehen, natürlich unter der Bedingung, dass sie von den DolmetscherInnen perfekt beherrscht werden; anderenfalls nimmt deren Abrufung aus dem Gedächtnis zu viel Zeit und Kapazität in Anspruch. Das Auswendiglernen einer Vielzahl von Symbolen wird zwar häufig kritisiert, ist aber sicherlich vorteilhafter, als das Erfinden solcher mitten im Notationsprozess. Dasselbe Prinzip lässt sich auch auf die Frage anwenden, in welcher Sprache die Notizen anzufertigen sind. Einige Lehrende empfehlen diese in der Zielsprache zu verfassen, mit dem Argument, dass dadurch der Analyseprozess bereits während der Verstehensphase in Gang gesetzt wird und nicht erst in der Reformulierungsphase nach einer entsprechenden „Übersetzung“ gesucht wird. Allerdings darf nicht ignoriert werden, dass das Suchen nach zielsprachlichkeits „Äquivalenten“ während des Zuhörens zusätzliche Verarbeitungskapazität beansprucht. Gerade die Rezeptionsphase ist „critical in terms of processing capacity, and may therefore increase risks of saturation (Gile 2009:179).“ Im Gegensatz dazu stellt während der Reformulierungsphase die für die „Übersetzung“ der in der Ausgangssprache verfassten Notizen zusätzlich benötigte Zeit und Kapazität für die

Performanz keine größere Gefährdung dar. Das Risiko, dass es zur Überlastung kommt, fällt vergleichsweise niedrig aus.

4.4 Fazit

Sowohl Pinters (1969) Vorarbeit zum simultanen Hören und Sprechen, die sich auf den Grundannahmen der kognitiven Psychologie stützt, als auch Kurz Längsschnittuntersuchung (1996) zeigen deutlich, dass Simultandolmetschen, obgleich es von „komplexer Natur“ ist, in kurzer Zeit erlernbar und dank Übung automatisierbar ist. Die Untersuchungen haben zudem bewiesen, dass Automatismen, die für das Dolmetschen benötigt werden, DolmetscherInnen kaum Energie kosten, wenn sie angelernt und trainiert wurden. Diese Erkenntnisse verzahnen sich mit Giles (2009) Kapazitätenmodell. Das Effort Modell nämlich hilft (angehenden) DolmetscherInnen sich nicht nur mit der eigenen Kapazität tiefgehend auseinanderzusetzen, sondern sich auch der einzelnen Teiloperationen, die in den Dolmetschprozess involviert sind, und über das Ausmaß der persönlichen Kapazität, die auf diese entsprechend aufgeteilt werden muss, bewusst zu werden. Es kann somit als wichtiger Anhaltspunkt für Dolmetschstudierende und -expertInnen erachtet werden, da es einerseits hilft sich mit dem persönlichen Potenzial, andererseits reflektiert und kritisch mit der eigenen Performance zu beschäftigen, Fehlerquellen sowie „Energiefresser“ aufzudecken, um künftig „energiesparend“ zu arbeiten und so die eigene Dolmetschleistung zu verbessern.

Pinter (1969), Kurz (1996) und Gile (2009) zeigen zweifellos, dass dem Dolmetschtraining im Rahmen der DolmetscherInnenausbildung eine signifikante Rolle beizumessen ist und nicht unterschätzt werden sollte.

5. Einfluss auf die Dolmetschdidaktik

Finden nun die bislang vorgestellten theoretischen und empirischen Erkenntnisse der vorhergehenden Kapitel in der Didaktik Widerhall? Liegt es etwa einzig und allein in den Händen der Dolmetschlehre Studierenden gute Übungsmöglichkeiten zu bieten oder bedarf es vielleicht noch weiterer zu beachtender Faktoren? In diesem Teil der Arbeit soll auf diese Fragen näher eingegangen werden. Dabei liegt der Fokus auf der Unterrichtsgestaltung sowie auf hilfreichen Ratschlägen für StudienanwärterInnen und Studierenden. Sicherlich finden auch Lehrbeauftragte den einen oder anderen neuen inspirierenden Gedanken, den sie in die Gestaltung und den Aufbau ihrer Lehrveranstaltungen integrieren können. Die folgenden Informationen verstehen sich aber auch als Anregung bzw. Wiederholung für DolmetschexpertInnen.

5.1 Ziel der Dolmetschdidaktik

Kalina (2000:162) nach geht es bei der Dolmetschdidaktik vor allem

um die theoretisch fundierte, systematisch aufgebaute und methodisch abgesicherte Vermittlung der Wissensbestände, Prozeduren und Kompetenzen, die für an Hochschulen gelehrteten Dolmetscharten (schwerpunktmäßig Konferenzdolmetschen) erforderlich sind.

Einen Schwerpunkt sollte hierbei der Umgang mit Texten und Inhalten, deren ProduzentInnen sowie RezipientInnen, mit Anforderungen an die eigene Verstehensleistung, an das Gedächtnis und den Output bilden. Ferner ist auch die Vermittlung von professionellem und souveränem Handeln sowie vorausschauendem Umgang mit individuellen Ressourcen in der jeweiligen Dolmetschsituation wichtig. Kalina (2000: 163) zufolge sieht das Ziel der Dolmetschlehre in der Vermittlung der *Dolmetschkompetenz*, worunter sie „die Kompetenz zum professionellen Dolmetschen, d.h. zur Erfüllung komplexer kognitiver Aufgaben der multilingualen Kommunikationsmittlung mit höchstem Anforderungsniveau, meist im Team von mehreren Dolmetschern [(beim Simultandolmetschen)]“ versteht. Kalina (2000:178) fordert von der Dolmetschdidaktik Dolmetschkompetenz als strategisches Verhalten im Dolmetschprozess zu lehren. Dieses „umfasst (u.a.) die spezifischen

Dolmetschkompetenzen (KD und SD) als performativische Kompetenzen der interlingualen Kommunikationsmittlung unter den jeweils gegebenen Bedingungen.“²⁰

Angehende DolmetscherInnen sollten von der Lehre soweit ausgerüstet werden, dass sie der jeweiligen Dolmetschsituation samt all ihren Zwängen, wie z.B. Zeitdruck, semantische Gebundenheit an das Original, Interferenz von rezeptiven und produktiven Prozessen, potentielle Kapazitätsauslastung, sowie anderen vorab nicht lösbaren Schwierigkeiten mittels entsprechender Strategien die Stirne bieten können (vgl. Kalina 2000:163).

Gerade SimultandolmetscherInnen sind wesentlich mehr Grenzen gesetzt als vergleichsweise ÜbersetzerInnen. Trotz erheblicher Beschränkungen müssen sie kontinuierlich qualitativ hochwertige Dolmetschungen liefern²¹. Hinzu kommt, dass sie unmittelbar und persönlich für die Qualität der erbrachten Leistungen haften, die – im Unterschied zum Übersetzen – keiner weiteren Überprüfung, Nachbearbeitung oder Reparaturopoperation mehr unterzogen werden können. Ungeachtet der erschwerten Bedingungen ist die Qualitätssicherung das A und O. Demnach ist es eminent wichtig, dass jene im Laufe des Dolmetschprozesses immer wiederkehrenden Verarbeitungsschritte als in unterschiedlichem Grade automatisierte Handlungsabfolgen ablaufen (vgl. Kalina 2000:166). Daher müssen bereits während der Ausbildung modusspezifische Automatismen und der strategische Umgang mit der eigenen Verarbeitungskapazität in Teilschritten erworben werden. Kalina betont (2000:178) die Rolle der Zerlegung der Dolmetschkompetenz in einzelne Subkompetenzen, die

²⁰ Kalina (1998, 2000) nach sollte mit dem Simultandolmetschen bzw. simultanspezifischen Vorübungen bereits gleichzeitig, d.h. zu Beginn der Konsekutivdolmetschausbildung begonnen werden. „Durch paralleles KD-Üben auch während der SD-Ausbildung lässt sich verhindern, dass Inhalte, automatisch überwiegend im Kurzzeitgedächtnis gespeichert werden und immer schnell zerfallen. Damit wird mit Sicherheit die Erhaltung der Langzeitgedächtnis-Kapazität des Dolmetschers gefördert, die er für seine Tätigkeit auch braucht, da diese ja nicht allein aus der Arbeit in der Kabine besteht (Kalina 2000:173)“. Damit nimmt sie eine vollkommen andere Position ein, als beispielsweise Seleskovitch/Lederer (1989), die die völlige KD-Beherrschung vor der SD-Vermittlung zum Dogma gemacht haben. Weiters wird von ihr kritisiert, dass Eignungstest bei denen häufig nur Konsekutivleistungen herangezogen werden, über das Potential von KandidatInnen simultanspezifische Fertigkeiten und Fähigkeiten zu entwickeln entscheiden, ungeachtet der Tatsache, dass die Verarbeitungsprozesse beim SD anders ablaufen als beim KD (s. auch Chabasse 2009).

²¹ Stolz (2002) zufolge verarbeiten DolmetscherInnen an einem sechsständigen Arbeitstag eine Informationsmenge im Ausmaß von ca. 65 maschineschriebenen Seiten. Das Arbeitspensum eines Übersetzers bei der Kommission der Europäischen Gemeinschaften dahingegen beträgt durchschnittlich 8 bis 10 Seiten.

nachdem sie eingeübt worden sind, „in folgenden Lernschritten in ihrer Interaktion und Interpendenz weiterentwickelt werden“ (ausführende Beispiele zum auf den Erwerb von Einzelkompetenzen ausgerichteten Übungsaufbau vgl. Kalina 2000:179ff.) .

Für AnfängerInnen erweisen sich diverse gezielte Vorbereitungsübungen auf das Simultandolmetschen, die bereits Einzelkomponenten dieses Prozesses enthalten als sehr hilfreich wie z.B. Code switching, Cloze tasks, Sight Translation, Dual tasks, Shadowing, Paraphrase- und grammatische Transformationsübungen²² (Kalina 2000 178f.). Werden all diese Übungsformen vor dem eigentlichen Simultandolmetschen eingeübt und anschließend mit komplexeren, interagierenden Operationen kombiniert, erhalten sie in zunehmendem Maße strategischen Charakter, sodass im Endeffekt defizitäre Situationen im Dolmetschalltag leichter bewältigt und automatisiert werden können.

Das Antrainieren von Reflexen und Automatismen (Fertigkeiten) ist zwar als wichtiger Bestandteil der DolmetscherInnenausbildung anzusehen, allerdings kann es – so Kalina (2000:172) – „für sich allein nicht Gegenstand eines Hochschulstudiums sein“. Vieleher sollte es als Gegengewicht bzw. Ergänzung zur theoretischen Fundierung der Dolmetschtätigkeit betrachtet werden. Demnach sollte die Dolmetschdidaktik auch Persönlichkeitsbildung und –stärkung umfassen sowie den Studierenden ein Verständnis für ihr eigenes Tun vermitteln. Denn während des eigentlichen Übungsprozesses des Dolmetschens ist es ihnen ja kaum möglich über ihr Handeln zu reflektieren. Weiters verhindert eine solche wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem translatorischen Handeln, die Evaluierung der eigenen Dolmetschleistungen in der Übungssituation, aber auch anderer authentischer Verdolmetschungen, dass StudentInnen „nach langen Phasen rein mechanischen Übens ohne erkennbaren Lernerfolg in Frust verfallen und schließlich aufgeben“ (Kalina 2000: 171f.).

²² Mehr zu den einzelnen Einstiegsübungen s. Kalina (1998:250-267)

5.2 Vermittlung von Strategien und Taktiken

Eine Fülle an interessanten Hinweisen und praktischen Ratschlägen lassen sich ebenfalls bei Gile (2009) finden. Für das Simultandolmetschen nennt er einige nützliche, in der Fachliteratur vorkommende und von KonferenzdolmetscherInnen anerkannte Taktiken, die auch von der Didaktik gelehrt werden sollten.²³ Dabei geht er sowohl auf ihre Vor- als auch Nachteile ein. Gile (2009:201-204) teilt die taktischen Vorgehensweisen in „comprehension tactics“, „preventive tactics“ und „reformulation tactics“ ein. Erstere sind Taktiken, die beim Auftreten von Verständnisschwierigkeiten eingesetzt werden können. Bei den *preventive tactics* handelt es sich um vorbeugende Taktiken mit dem Ziel das Risiko einer Überlastung oder individuelle Defizite zu reduzieren. Letztere werden während der Reformulierungsphase angewandt.

5.2.1 Verständnistaktiken

Eine Taktik die bei Verständnisschwierigkeiten angewandt werden kann, wäre z.B. die Hinauszögerung des Outputs („delaying tactic“), d.h. der/die Dolmetscher/in wartet einige Sekunden ab, um mehr Hintergrundinformationen aus dem Ausgangstext zu erlangen, bevor er den anfänglich missverstandenen Gedanken wiedergibt. Eine gewisse Verzögerung zwischen der Rezeption von Informationen aus dem Zieltext, ihrer Verarbeitung im Arbeitgedächtnis und anschließende Reformulierung, ist beim Simultandolmetschen etwas ganz „natürliches“ und eigentlich unvermeidbar. Allerdings geht die *delaying tactic* mit der Akkumulierung von Informationen im Arbeitsgedächtnis einher und birgt das Risiko in sich, dass Sprachsegmente verloren gehen. Bei akustischen Problemen, wenn ein Fachterminus, ein Name, eine Zahl usw. nicht gehört bzw. verstanden wurden, kann der/die Dolmetscher/in versuchen die Botschaft mithilfe des *Kontexts* und seines Weltwissens bzw. außersprachlichen Wissens zu rekonstruieren. Ähnlich wie beim Hinauszögern des Outputs ist auch hier der Zeitfaktor maßgeblich betroffen, was wiederum zusätzliche Verarbeitungskapazität

²³ Gile (2009:201) verwendet den Begriff „Taktik“ „when referring to online decisions and actions“, „Strategie“ hingegen für geplante Handlungen mit spezifischer Zielsetzung (z.B. Strategien zur Vorbereitung auf eine Konferenz). Bei beiden handelt es sich, nicht um spontane oder unkontrollierte, sondern um reflektierte Entscheidungen sowie Vorgehensweisen, die auftretende Schwierigkeiten vorbeugen bzw. lösen sollen.

in Anspruch nimmt und eine Überlastung und/oder individuelle Defizite nach sich ziehen kann.

Da SimultandolmetscherInnen fast immer in Teams arbeiten, erweist sich *Hilfe von KollegInnen* als äußerst praktische Taktik. Denn während der eine/ die eine einen Zieltext produziert, also „aktiv“ ist, sollte der andere/ die andere, auch wenn er/sie gerade nicht selbst dolmetscht (in dem Sinne „passiv“ ist), seine/ihre volle Aufmerksamkeit dem Ausgangstext widmen und ihm folgen, aber auch auf Signale seitens des/der aktiven KollegIn, der/die vielleicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, achten. Der/die passive KollegIn kann problematische Stellen antizipieren und auch unaufgefordert gewisse Informationen wie Namen, Zahlen, fachspezifische Termini in großer und leserlicher Schrift mitschreiben bzw. schnell in einem Glossar oder in den Konferenzunterlagen nachschauen. Allerdings zeigt die Praxis, dass nach einem Dolmetscheinsatz (im Schnitt nach bereits 30 Minuten) Ermüdung eintritt, sodass viele DolmetscherInnen das Bedürfnis verspüren „abzuschalten“, um Energie zu tanken. Manche verlassen zu dem Zwecke sogar die Kabine. Andere hingegen fühlen sich gestört, wenn der/die Dolmetschkollege/in der Dolmetschung zuhört oder für sie Notizen macht.

Für den Fall, dass man also alleine in der Kabine arbeitet, können zuvor gelesene, bearbeitete Unterlagen mit markierten Stellen und Termini zur Hilfe herangezogen werden. Diese sollten sortiert und übersichtlich vorliegen, sodass man sich zurechtfindet und die entsprechenden Stellen, Absätze, Termini schnell wiederfindet. In Zeiten des drahtlosen Internetzugangs können DolmetscherInnen von der Kabine aus mittels Notebooks, Tablets oder anderen elektronischen Geräten mit Wi-Fi Funktion auf Informationen direkt aus dem World Wide Web zurückgreifen. Mit Hilfe der Suchfunktion (strg+f bzw. cmd+f) können auch notwendige Termini z.B. in einem längerem Dokument ganz schnell wiedergefunden werden. Man darf jedoch nicht vergessen, dass auch diese Hilfswerkzeuge, obzwar sie sehr hilfreich sind, zusätzliche Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchen. Daher sollten DolmetscherInnen vor allem dann davon Gebrauch machen, wenn sie nicht gerade aktiv am Dolmetschen sind.

5.2.2 Präventive Taktiken

Was die *präventiven Taktiken* anbelangt so kommen sie immer dann zum Zug, wenn aufgrund von Zeitdruck oder Kapazitätsbelastung DolmetscherInnen das Gefühl haben, dass Probleme auftreten bzw. auftreten könnten. Zu einer solch vorbeugenden Maßnahme zählt die Notizennahme. Notiert werden Zahlen, Namen, jegliche Informationen, die DolmetscherInnen glauben zu vergessen, weil sie z.B. aufgrund der syntaktischen Struktur des Ausgangstextes nicht imstande sind unmittelbar in die Zielsprache zu dolmetschen. Das Mitschreiben mag zwar ein Gefühl von Sicherheit verleihen, denn die niedergeschriebenen Informationen können, wenn es gerade nicht möglich ist sie ad-hoc wiederzugeben, auch zu einem späteren Zeitpunkt eingefügt werden. Nichtsdestoweniger gibt es auch hier einen Nachteil. So geht das Notieren doch relativ langsam vonstatten, was wiederum zu einem Verlust von vorhergehenden bzw. kommenden Informationen führen kann. Dieses Risiko sinkt natürlich deutlich, wenn passive KollegInnen mitnotieren.

Eine andere Methode wäre die *Verkürzung bzw. Verlängerung des Ear-Voice-Span* (EVS)²⁴. DolmetscherInnen können bis zu einem gewissen Grade die Verarbeitungskapazität, die ihnen für die einzelnen Efforts zur Verfügung steht, gewissermaßen kontrollieren und steuern. Durch das Verkürzen des EVS, wird der Abstand vom Ausgangstext signifikant verringert. Dies lässt sich besonders an jenen Stellen beobachten, wo viele Namen und Zahlenangaben auftreten. Auf diese Art und Weise soll das Kurzzeitgedächtnis entlastet werden. Andererseits fällt bei einem knappen EVS ein Antizipieren weitaus schwieriger, da nicht vollständig zu Ende gehörte Sätze missinterpretiert werden können. Bei falscher Antizipation müssen entsprechende Korrekturen vorgenommen werden, die statt die Gedächtniskapazität zu entlasten, diese noch mehr belasten. Wird der EVS hingegen verlängert, können das Original und seine Zusammenhänge besser verstanden werden, gleichzeitig wird dabei das Kurzzeitgedächtnis einer hohen Belastung ausgesetzt.

²⁴ Mit EVS (auch *time lag* oder *décalage* genannt) ist die Zeitspanne zwischen der Rezeption des Originals und seiner Reformulierung in die Zielsprache, sprich der zeitliche Abstand des/der Dolmetschers/in zum/r Redner/in gemeint.

Studierenden wird im Rahmen ihrer Ausbildung häufig geraten ihren Abstand zu RednerInnen situationsbedingt entweder zu verkürzen oder zu verlängern. Hinsichtlich der Applikation dieser Taktik gibt es im Grunde keine strikten Regeln. Vielmehr, so Gile (2009:205), „EVS regulation is learned essentially through experience“.

Eine weitere vorbeugende, taktische Vorgehensweise ist die *Segmentierung*, bei der längere, komplexe Passagen (z.B. verschachtelte Sätze, Unterschieden in den syntaktischen Strukturen zwischen Ausgangstext und Zieltext) „schrittweise“ als einzelne Segmente verarbeitet werden. Auf der einen Seite dient diese Art von Taktik wieder der Entlastung des Kurzzeitgedächtnisses und hilft kapazitätsschonend zu arbeiten, auf der anderen können mehrere kurze Sätze an Stelle eines einzelnen die Kapazität des Production Efforts allzu sehr in die Höhe treiben.

Die *Änderung der Reihenfolge innerhalb einer Aufzählung*, gilt ebenso als hilfreiche Taktik. Aufzählungen zählen zu informationsdichten Segmenten und stellen deshalb eine große Belastung für das Kurzzeitgedächtnis dar. DolmetscherInnen beginnen oftmals die letzten Elemente einer Aufzählung zuerst zu dolmetschen, um so das Gedächtnis zu entlasten. Allerdings wurden hierzu keine umfassenden Untersuchungen durchgeführt, die dies bestätigen könnten. Eine Erklärung, so Gile (2009:205f.), könnte sein, dass „by reformulating the last elements first, it is possible to pick them up before they have been processed in depth and integrated fully into semantic network, this saving processing capacity.“ Diese Art von Taktik funktioniert besonders bei Namen, die aus dem echoischen Gedächtnis reproduziert werden, und bei Termini, die leicht transkodiert werden können. Können Namen bzw. Termini hingegen nicht transkodiert oder phonetisch reproduziert werden, bringt dieses Vorgehen kaum Nutzen, da in solchen Fällen sowieso mehr Verarbeitungskapazität in Anspruch genommen wird.

5.2.3 Reformulierungstaktiken

Die Gruppe der *Reformulierungstaktiken* deckt sich mit den Verständnistaktiken in puncto Verzögerung des Outputs, Hilfe seitens der KabinenkollegInnen, Heranziehen von Unterlagen. Eine andere Reformulierungstaktik wäre die *Verwendung von Obergriffen* oder *Generalisierung*. Wenn ein Ausgangstextsegment gerade nicht

verstanden wird bzw. nicht unverzüglich wiedergegeben werden kann, können DolmetscherInnen die Botschaft in einer weniger präzisen, verallgemeinerten Form wiedergeben z.B. „Monsieur Stephen Wedgeworth“ als „der Redner“ oder „Diaminooxidase“ als „das Enzym“, „forty-four thousand one hundred and twenty“ als „etwa vierundvierzigtausend“ etc. Obwohl dieses Vorgehen zeitsparend ist, gehen Teile der Botschaft verloren. Jedoch ist dies nicht mit einem völligen Informationsverlust gleichzusetzen, da die betroffenen Informationen ja noch zu einem anderen Zeitpunkt wiederholt werden können oder den ZuhörerInnen bereits bekannt sind.

Wenn DolmetscherInnen für einen Terminus kein prägnantes zielsprachliches Äquivalent bereit haben, können sie diesen *erklären* oder *paraphrasieren*. Diese Taktik hat jedoch den Nachteil, dass sie auf Kosten von Zeit und Verarbeitungskapazität erfolgt. Zudem kommt hinzu, dass ein solches Vorgehen von RezipientInnen als „unprofessionell“ empfunden wird. Der/die Dolmetschende geht also das Risiko ein, dass dadurch seine/ihre Glaubwürdigkeit sowie der weitere Verlauf der Rede bzw. des Auftritts in Frage gestellt wird.

Bei Termini, die DolmetscherInnen (er-)kennen, bietet sich die Möglichkeit diese *phonetisch nachzuahmen*, ohne dass das Publikum etwas davon mitbekommt. Missglückt jedoch ein derartiger Versuch, fällt er den ZuhörerInnen nicht nur ins „Ohr“, sondern wird womöglich sogar als Informationsverfälschung aufgefasst, was als logische Konsequenz den/die Dolmetscher/in diskreditiert, insbesondere wenn es sich hierbei um einen den KonferenzteilnehmerInnen bekannten Namen oder Fachbegriff handelt.

Eine andere Methode, die bei unbekannten Begriffen appliziert werden kann, ist „*Instant naturalization*“, bei der der ausgangssprachliche Terminus unter Beachtung der morphologischen und phonologischen Regeln der Zielsprache einfach übernommen wird. Dabei werden von DolmetscherInnen Termini „erfunden“, die in der Zielsprache bereits existieren. Diese Taktik ist sprachenpaarspezifisch und findet vor allem in den Bereichen der Medizin oder Informationstechnologie Anwendung. Gerade in Zeiten des Englischen als Lingua Franca ist es mittlerweile gang und gäbe, dass (neuere) Fachbegriffe direkt aus dieser Sprache übernommen werden. Insofern mag es ZuhörerInnen gar nicht auffallen, wann bzw. dass es zur Applikation dieser Strategie gekommen ist.

Bei lexikalischen Schwierigkeiten können DolmetscherInnen auch auf die Taktik des *Transkodierens* zurückgreifen. Dabei wird ein Sprachsegment Wort-für-Wort in die Zielsprache gedolmetscht. Wie bei der *instant naturalization* können hier ebenfalls bereits existierende zielsprachliche Fachausdrücke „geprägt“ werden, aber auch ein vollkommen neu kreierter zielsprachlicher Begriff kann zu einem besseren Verständnis unter den KonferenzteilnehmerInnen beitragen, vorausgesetzt er enthält die nötigen semantischen Indikationen. So wurde z.B. während eines Zahnärztekongresses der englische Fachbegriff „mandibular block“ ins Französische als „bloc mandibulaire“ gedolmetscht, obwohl der eigentliche Terminus technicus „trunculaire“ wäre, nichtsdestotrotz war der „erfundene“ Terminus für die TeilnehmerInnen verständlich, obwohl er keine Ähnlichkeit mit dem entsprechenden französischen Äquivalent aufweist (vgl. Gile 2009:209).

Unter KonferenzdolmetscherInnen herrscht Einigkeit: Idealerweise wird die Taktik des *Transkodierens* nur gelegentlich angewandt. Um jedoch die Dolmetschqualität zu optimieren, sollte vor allem der Sinn, nicht die Form übertragen werden. Ein sinnorientiertes Dolmetschen ermöglicht nicht nur die Intention von ReferentInnen besser nachzuvollziehen, sondern hilft auch bessere zielsprachliche Formulierungen zu liefern, die weniger sprachliche Interferenzen, dafür wesentlich mehr idiomatische Wendungen enthalten. Bei sehr schnellen Reden, wenn bei DolmetscherInnen verfrüht Ermüdung eintritt, wird häufig das *formbasierte Dolmetschen* bevorzugt, bei der man sich während der Outputproduktion so nah wie möglich an der Ausgangstextoberfläche (Wortwahl, Syntax) bewegt (vgl. Dam 2001). Wenn auch Idiomatik und Klarheit oftmals in Mitleidenschaft gezogen werden, sind einige DolmetscherInnen der Auffassung, dass dies manchmal die einzige Möglichkeit ist, Informationen aus dem Ausgangstext zu „erretten“ als mittels sinnbasiertem Dolmetschen.

Sind DolmetscherInnen der Ansicht, dass ihnen eine unentbehrliche Information entgangen ist, so können sie ihre *RezipientInnen darüber informieren*, indem sie von sich in der dritten Person sprechen z.B. „...und der Autor, dessen Name von dem/der Dolmetscher/in nicht verstanden wurde...“, oder „Der/Die Dolmetscher/in entschuldigt sich, die letzte Zahl ausgelassen (bzw. überhört) zu haben...“ Diese Taktik wird vergleichsweise selten benutzt, da sie nicht nur kapazitätsbelastend ist, sondern zu

zeitbedingten Engpässen führt, sowie die Reformulierung der nachfolgenden Elemente gefährdet. Ferner ist das Publikum ja an der Präsentation, dem Vortrag, der Diskussion etc. interessiert und nicht an den Schwierigkeiten, mit denen der/die Dolmetschende zu kämpfen hat. Damit wird also die Aufmerksamkeit der ZuhörerInnen unnötig auf den/die Dolmetscher/in und seine/ihre defizitäre Situation gelenkt, was nicht nur unprofessionell wirkt, sondern letzten Endes auch indirekt die Botschaft der RednerInnen abschwächen kann. Natürlich fühlen sich gewissenhafte DolmetscherInnen bei Auslassung wichtiger Informationen moralisch dazu verpflichtet ihre ZuhörerInnen davon in Kenntnis zu setzen. Dabei muss jedoch abgewogen werden wie relevant die Information tatsächlich ist, ob ein solcher Hinweis nicht mehr Schaden anrichtet als Nutzen bringt und nicht doch eine andere taktische Maßnahme vorgenommen werden kann.

Bei Konferenzen erfolgt die Vermittlung von Informationen nicht nur mittels des gesprochenen Wortes, der Körpersprache, Gestik und Mimik von RednerInnen, sondern auch in Form von Handouts, Overhead Folien, Power Point Präsentationen etc. Im Falle von Verständnis- bzw. Reformulierungsschwierigkeiten, können DolmetscherInnen ihre *ZuhörerInnen auf weitere Informationsquellen verweisen* z.B. auf Zahlen, Namen, Fragen usw., die auf dem Bildschirm oder Handout zu finden sind. Gile (2009:209) nach handelt es hierbei um eine äußerst praktische Taktik, die sich DolmetscherInnen zu Nutze machen sollten, da sie mit einem geringen Informations- und Zeitverlust sowie einer geringen Beeinträchtigung der Verarbeitungskapazität verbunden ist.

In manchen Fällen kommt es vor, dass Dolmetschende unbewusst Informationen auslassen. Einerseits kann es sein, dass ihnen zum Zeitpunkt der Äußerung des Sprachsegments nicht genügend Verarbeitungskapazität für den Listening und Analysis Effort zur Verfügung steht, oder dass ihnen die Information aus dem Kurzzeitgedächtnis ganz einfach entchwunden ist. Die *Auslassung* als dolmetschstrategische Vorgehensweise hingegen meint die bewusste und beabsichtigte Entscheidung des/der Dolmetschenden gewisse Elemente des Diskurses nicht zu verdolmetschen. Dies lässt sich u.a. dann beobachten, wenn eine vergleichsweise unwesentliche Information aufkommt gefolgt von einer anderen, weitaus bedeutenderen Aussage, die wesentlich mehr Aufmerksamkeit beansprucht und ansonsten verloren geht, wenn sich der/die

Dolmetscher/in auf die Dolmetschung des irrelevanten Elements konzentriert. DolmetscherInnen können sich auch dann für Auslassungen entscheiden, wenn sie der Meinung sind, dass es sich um eine sehr despektierliche Formulierung handelt, die den Interessen der RednerInnen schaden bzw. das angestrebte Ziel der Konferenz ernsthaft gefährden oder sogar schwerwiegende diplomatische Folgen nach sich ziehen könnte; alternativ könnten in solchen Situationen die Anstoß erregenden Gedanken von DolmetscherInnen in abgeschwächter Form in die Zielsprache gedolmetscht werden. Obwohl die Auslassungstaktik nicht unbedingt von Nachteil für die ZuhörerInnen sein muss, kann sie nicht bedenkenlos appliziert werden. Zwar hilft sie in Fällen von starker kognitiver Überlastung (besonders bei politischen Auftritten, die ja häufig geradewegs abgelesen werden und informationsdichte Passagen beeinhaltend), nichtsdestoweniger wird seitens der DolmetscherInnen selbst, aber auch seitens der AuftraggeberInnen die Unterscheidung zwischen relevanten bzw. irrelevanten Informationen sowie die Rolle von DolmetscherInnen als „Gatekeeper“ in Frage gestellt.

Auch unter extrem schlechten Arbeitsbedingungen, wenn es zu großen Verstehensdefiziten kommt und es eigentlich nicht möglich ist, den Ausgangstext angemessen in die Zielsprache umzusetzen, sehen sich viele DolmetscherInnen gezwungen, den Redefluss zu Gunsten der ZuhörerInnen aufrechtzuerhalten und beginnen Sprachsegmente zu „erfinden“, die im jeweiligen Kontext jedoch durchaus plausibel erscheinen und mit dem restlichen Ausgangstext kompatibel sind. Hierbei handelt es sich um die Taktik der *parallelen Reformulierung*, bei deren Applikation äußerste Vorsicht geboten ist. Sie sollte als Notlösung und letztes Mittel angesehen werden und nur in Situationen gewählt werden, wo die Kontinuität des Redeflusses den Inhalt der Ausgangssprache überwiegt, wie dies z.B. beim Mediendolmetschen von Fernsehshows der Fall ist.²⁵

Die meisten der o.a. Taktiken lassen sich auch auf das Konsekutivdolmetschen, Vom-Blatt-Dolmetschen/Übersetzen und Simultandolmetschen mit Text sowie zum

²⁵ Weitere Strategien, Taktiken und Techniken lassen sich u.a. bei Kalina (1998, 2000) finden. Die Verfasserin musste auf deren adäquate und detaillierte Darstellung verzichten, da sie sonst über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen würde.

Teil auf das Übersetzen anwenden, allerdings gibt es einige zu beachtende Spezifika (vgl. Gile 2009), auf die an dieser Stelle nicht mehr eingegangen wird, da dies sonst den ursprünglich vorgesehenen Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

5.3 Wahl der simultanspezifischen Dolmetschtaktiken

Die Wahl der Dolmetschtaktik erfolgt nicht willkürlich, sondern scheint gewissen „Gesetzen“ zu folgen, manchmal bewusst, oftmals aber unbewusst. Mit „Gesetzen“ sind hier nicht etwa präskriptive Regeln, sondern gewisse Tendenzen, die im Verhalten der Einzelperson zu erkennen sind, gemeint. Gile (2009:211-214) nennt fünf solcher Gesetze, auf deren Basis über die jeweils zu applizierende taktische Vorgehensweise entschieden wird bzw. werden sollte:

Gesetz 1: Informationswiedergabe maximieren

Ziel ist es theoretisch alle Informationen bzw. eben so viele wie möglich aus der Ausgangssprache in die Zielsprache zu übertragen. Hierbei hilft es Taktiken zu bevorzugen wie die Rekonstruktion aus dem Kontext, Hilfe von KabinkollegInnen und das Heranziehen von Unterlagen, an Stelle jener Taktiken, die mit einem größeren Informationsverlust einhergehen und sich nachteilig auf die Verarbeitung und Umsetzung weiterer Informationseinheiten auswirken können (z.B. das Ersetzen spezifischer Fachbegriffe durch Oberbegriffe).

Gesetz 2: Interferenzen in der Informationswiedergabe minimieren

Angestrebt werden sollte, ein Maximum an Informationen zu übertragen, ohne dabei jedoch weitere aufkommende Passagen zu gefährden. Bevorzugt werden Taktiken, die zeit- und kapazitätssparend sind (z.B. Auslassung, instant naturalization etc. an Stelle von Erläuterungen, Paraphrasen usw.).

Je nachdem wie relevant die jeweiligen Sprachsegmente sind, muss von Fall zu Fall abgewogen werden, ob Gesetz 1 oder Gesetz 2 Vorrang einzuräumen ist.

Gesetz 3: *Kommunikationseffekt der Rede maximieren*

Jeder Kommunikationsakt, das Dolmetschen inbegriffen, verfolgt ein bestimmtes Ziel. Um dieses zu erfüllen, richten sich DolmetscherInnen an gewissen Loyalitätsprinzipien. In manchen Dolmetschsituationen z.B. bei wichtigen Konferenzen ist die Einhaltung des Gesetzes 1 genauso wichtig wie die des Gesetzes 2. Anders verhält es sich aber beim Dolmetschen von TV-Shows, wo ein ganz anderer Kommunikationseffekt erreicht werden soll. Hier stehen vor allem die Atmosphäre, Synchronität sowie der kontinuierliche Diskurs im Vordergrund (vgl. *Parallele Reformulierung, Abschnitt 5.2.3*). Die Kommunikationswirkung hängt nicht ausschließlich allein vom Informationsgehalt einer Äußerung, sondern auch von ihrer Präsentation ab. Diese Regel trifft auch auf die zielsprachliche Verdolmetschung zu. Ihr Effekt ist abhängig von der Treue zur ausgangssprachlichen Rede, ihrer Übertragung wie auch von der Glaubwürdigkeit des/der Dolmetschenden. Diese Faktoren wirken sich u.a. darauf aus, welche Taktik von DolmetscherInnen präferiert und welche gemieden werden.

Gesetz 4: *So wenig Aufwand wie möglich*

Das Gesetz des geringsten Aufwandes beschränkt sich nicht strikt auf das Dolmetschen, sondern lässt sich praktisch in allen Bereichen des menschlichen Handelns, darunter auch der Sprache, wiederfinden. Auf den ersten Blick scheint es sich hierbei lediglich um eine Abwandlung des Gesetzes 2 zu handeln, da es vor allem Taktiken vorzieht, die wenig Zeit und Kapazität beanspruchen. Nichtsdestoweniger liegt ihm ein ganz anderes Konzept zugrunde. Es räumt tendenziell jenen Taktiken Vorrang ein, die mit einem vergleichsweise geringeren Aufwand verbunden sind, wenn auch genügend Kapazität zur Verfügung steht.

Gesetz 5: *Selbstschutz*

Fakt ist, dass DolmetscherInnen oftmals einzelne Sprachsegmente nicht verstehen oder – ihrem *rein subjektiven* Empfinden nach – keinen idealen Output liefern können, weshalb sie folglich mit ihrer Leistung unzufrieden sind. Allein der Gedanke, was die ZuhörerInnen als „mittelmäßige“ oder „schwache“ Leistung einstufen könnten, bewirkt, dass sich einige SprachmittlerInnen in erster Linie für Taktiken entscheiden, die auf

aufgetretene Schwierigkeiten nicht hinweisen oder sie sogar vertuschen. Mancheine/r vermeidet es, RezipientInnen über ein Problem zu verständigen und das nicht etwa, um damit das legitime Ziel des Gesetzes 3 – eine Maximierung des Kommunikationseffekts – zu verfolgen, sondern um sich selbst zu schützen, ungeachtet der Tatsache, dass er/sie dabei in Widerspruch mit den Gesetzen 1 und 3 steht.

In der Praxis ist es schwierig festzustellen bzw. nachzuweisen, welche der Taktiken zwecks Selbstschutz eingesetzt wurde. Allerdings zeigt sich, dass DolmetscherInnen mit der Zeit ein Gespür dafür bekommen, zu welcher Art von „Selbstschutzmechanismen“ KabinenkollegInnen, mit denen sie öfters zusammenarbeiten, neigen.

Laut Gile (2009) hängt das Aufkommen der jeweiligen fünf Gesetze von unterschiedlichen Faktoren ab, so u.a. von persönlichen und berufsethischen Faktoren, aber auch von den vorherrschenden Arbeitsbedingungen. Pflichtbewusste DolmetscherInnen werden um jeden Preis die Gesetze 1, 2 und 3 anstreben, weniger gewissenhafte DolmetscherInnen hingegen wohl eher Gesetze 4 und 5. Schlechte Arbeitsbedingungen z.B. lange Arbeitszeiten, Mangel an DolmetscherInnen (unterbesetzte Dolmetschkabinen), schlechte Sicht auf den Konferenzraum, oder auf die Leinwand, ein desinteressiertes Publikum usw. können dazu führen, dass das Gesetz des geringsten Aufwandes (Gesetz 4) überhandnimmt, auf Kosten von Gesetz 1 und 3.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass Coping-Strategien und Taktiken praktische Komponenten der Dolmetschfähigkeiten und -fertigkeiten sind, die hauptsächlich dazu dienen aufgrund von defizitären Dolmetschsituationen „Schäden“ zu verhindern, zu bewältigen und zu reduzieren. Gile (2009) rät daher die wichtigsten Taktiken im Rahmen der Lehrveranstaltungen vorzustellen und zu lehren. Studierenden soll nicht nur vor Augen geführt werden, welche signifikante Rolle taktische Vorgehensweisen im Dolmetschalltag spielen, sondern auch bewusst gemacht werden, welche weitreichenden Konsequenzen die Wahl der Taktik haben kann. Im Anschluss an praktische Dolmetschübungen hierzu, sollten Lehrbeauftragte StudentInnen die Möglichkeiten bieten, zu erklären, weshalb sie sich für diese oder jene Option entschieden haben.

5.4 Selbststudium

An dieser Stelle scheint es angebracht noch kurz auf die Bedeutung des eigenständigen Übens einzugehen. Während ihrer Ausbildung hören Studierende oftmals zur Genüge „Üben sie zu Hause“ bzw. „Bilden Sie Gruppen und üben sie gemeinsam außerhalb der Lehrveranstaltung.“ Auch die Verfasserin wurde während ihres Studiums immer wieder mit ähnlichen Aussagen konfrontiert. Daher mag das folgende Zitat wohl nichts Neues sein, zeigt jedoch ganz deutlich, wie tief dieser Ansatz in der Translationswissenschaft verankert ist:

Die regulären Dolmetsch-Lehrveranstaltungen (ganz gleich auf welcher Stufe der Ausbildung) reichen nicht aus, um eine hohe Dolmetschkompetenz zu erreichen. Aus diesem Grunde müssen die Studenten selbständig weitertrainieren (Selbststudium) (Heine 2000:214)

Heine (2000) nach ist ist die Bedeutung des eigenständigen Trainings, oder „Selbststudiums“ wie er es nennt, nicht zu unterschätzen. Im Grunde bildet es den eigentlichen wahren Schlüssel zum Erfolg in der DolmetscherInnenausbildung, da es hilft, Dolmetschkompetenzen auszufeilen und auf ein hohes Niveau zu bringen. Intensiv üben sollten allerdings nicht nur Dolmetschstudierende, sondern auch praktizierende DolmetscherInnen bzw. WiedereinsteigerInnen sowie StudienanwärterInnen.

Heine (2000) liefert eine Art Checkliste, eine Zusammenfassung und Erläuterung relevanter Übungsformen, die sich sowohl auf die Muttersprache als auch auf die Fremdsprachen beziehen und von ihm detailliert erläutert werden. Er nennt Übungen, die *vor* einem „Spezialstudium“ durchgeführt werden können und sollten, sowie *fachspezifische* Übungen im fortgeschrittenen Studium (vgl. Heine 2000:215-220). Diese scheinen der Verfasserin sehr nützlich zu sein und sollen im Folgenden kurz und bündig vorgestellt werden.

5.4.1 Übungen vor einem Spezialstudium

Obgleich Heine (2000) von Übungen, die vor Antritt eines Dolmetschstudiums StudienanwärterInnen gemacht werden sollten spricht, so können diese der Verfasserin nach auch im Anfangsstadium sowie im weiteren Verlauf des Studiums hilfreich sein.

Auf manche kann bzw. sollte man sogar noch nach dem Studium immer wieder zurückgreifen.

Übungsformen zum *verstehenden Hören* widmen sich dem konzentrierten Zuhören. Mittels Kontrollfragen kann reflektiert werden, ob der Inhalt als Ganzes und in seinen Teilen sowie alle vorkommenden Zahlen, Wörter oder idiomatische Wendungen verstanden wurden, aber auch ob bzw. inwiefern Aussprache und Intonation der SprecherInnen Schwierigkeiten bereiten.

Ähnlich wird bei Übungen zum *verstehenden Lesen* vorgegangen. Zusätzlich kann versucht werden den gelesenen Inhalt zusammenzufassen. Das Üben von (lautem) Vorlesen hingegen soll helfen, sich auf den Text und seinen Inhalt und nicht auf seine akustische Realisierung zu konzentrieren.

Auch das *Sprechen* sei gelernt. Hierbei erweisen sich entsprechende Übungen zur Präsentation, Rhetorik und Sprechtechnik (Austesten der stimmlichen Belastbarkeit, die Artikulation, das Beobachten der Körpersprache mit Hilfe eines Spiegels, das Halten von ad-hoc Kurzreferaten, das Aufdecken bzw. Bewusstmachen von Hesitationslauten, Füllwörtern oder störenden Selbstkorrekturen usw.) als äußerst hilfreich.

Besonders wichtig sind *Gedächtnisübungen*. Heine (2000:218) empfiehlt u.a. die „Rucksackpack-Methode“, bei der ähnlich wie beim Merkspiel („Ich packe in meinen Rucksack/Koffer...“) nacheinander ein neuer Satz eines kurzen Textes an den vorhergehenden hinzugefügt wird und wiederholt werden soll. Weiters rät er zum „Merken von Fakten in Sinngruppen“ in Anlehnung an Millers (1956) Konzept des Chunkings (vgl. *Abschnitt 3.1.3*), bei dem getestet werden soll, ob man sich tatsächlich fünf bis sieben Informationseinheiten ohne größere Schwierigkeiten merken kann, zu üben.

(*Inhaltlich orientierte*) *Sprachliche Umformübungen* sollen bei Studierenden das Bewusstsein dafür schaffen, dass sich ein Text in ein- und derselben Sprache mit unterschiedlichen lexikalischen Mitteln und syntaktischen Strukturen wiedergeben lässt. Dabei helfen Synonymübungen, das Aufspalten von langen, komplexen Sätzen, inhaltliches Komprimieren, Zusammenfassen bzw. Vereinfachen, Verallgemeinerungen als Not-Technik, Assoziationsübungen usw.

5.4.2 Fachspezifische Übungen

Was die fachspezifischen Übungen anbelangt, so umfassen diese das *Übersetzen vom Blatt*, *Notations-* und allerlei weitere *Dolmetschübungen*, die sich auch außerhalb des Unterrichts individuell oder als Gruppe realisieren lassen.

Das *Vom-Blatt-Übersetzen* kann als Übergangsform zwischen Übersetzen und Dolmetschen gesehen werden und erweist sich für beide Tätigkeiten gleichermaßen fruchtbar. Dieses sollte sowohl mit als auch ohne Vorbereitung geübt werden, wobei Lehrende ihren StudentInnen gerade am Anfang mehr Vorbereitungszeit geben sollten. Ferner sollte gezeigt werden, wie an Texten diverse Markierungen, Hervorhebungen sowie Streichungen vorgenommen werden können.

Was die Notation betrifft, so müssen Lehrbeauftragte Heine (2000) zufolge ihre StudentInnen mit den unterschiedlichen Notationsmethoden und -systemen vertraut machen und auf entsprechende weiterführende Literatur verweisen. Das Aufzwingen von Notationssymbolen sollte tunlichst vermieden werden. Vielmehr sollten analytische Übungen vorgezogen werden, bei denen Studierende dazu eingeladen werden, sich während des verstehenden Lesens eines schriftlichen Textes Gedanken zu machen, welche Symbole sie für die einzelnen Sachverhalte verwenden könnten. Als nächster Übungsschritt kann versucht werden das Tempo der anfangs langsam präsentierten Ausgangstexte bis zu einem normalen Sprechtempo zu steigern, um allmählich zu Audio- bzw. Videoaufnahmen überzugehen. Besonderer Schwerpunkt sollte auch das Notieren von Zahlen sein. Als weitere Übung bietet sich eine Mischung aus Notations- und Gedächtnisübungen an, bei denen pro Satz nur ein Symbol bzw. Schlüsselwort notiert werden darf. Da die Erlernung und Entwicklung der Notation ein sehr zeitaufwändiger und übungsintensiver Lernprozess ist, „müssen Notationsübungen als ständige Selbststudienaufgabe erkannt und akzeptiert werden“ (Heine 2000:223).

Über die Lehrveranstaltungen hinaus sollten Studierende *jegliche Möglichkeiten zum Üben* nutzen – sei es in der Gruppe oder alleine. Übungsformen zum Flüsterdolmetschen und Konsektivdolmetschen lassen sich praktisch überall durchführen. Man kann sich gegenseitig Zeitungsartikel vorlesen, Reden frei vortragen, oder Dolmetschsituationen im Freundes- und Familienkreis simulieren. In Zeiten des Internets gibt es im Grunde genommen unendlich viele Möglichkeiten auch außerhalb

des Sprachlabors das Simultandolmetschen zu trainieren. Dank Youtube, Speech Repository, Speech Pool, TedX etc. haben Studierende, aber auch praktizierende DolmetscherInnen Zugriff auf hochwertiges Übungsmaterial und können mittels eigener Kopfhörer von zu Hause aus üben, indem sie ihre Dolmetschungen aufnehmen, diese nach den in den Lehrveranstaltungen eingeführten Kriterien entsprechend evaluieren und eventuell dem Lehrenden zur Begutachtung übergeben.

Neben den soeben vorgestellten Übungsformen schlägt Heine (2000) vor ein Übungstagebuch zur Selbstkontrolle zu führen, in dem aufgezeichnet wird wie, was und wann geübt wurde. Weiters rät er das Dolmetschen vor dem Spiegel und der Videokamera zu trainieren, um so verstärkt auf nonverbale Aspekte (optischer Gesamteindruck, Körpersprache, Gestik, Mimik usw.) zu achten.

Weitere hilfreiche Tipps zum selbständigen Weitertrainieren, die hier nicht näher erläutert werden, findet man neben Heine (2000) auch bei Kalina (2000), Gile (2009) oder Florczak (2013).

5.5 Fazit

Die Aufgabe der Dolmetschdidaktik besteht also darin, Studierenden neben dolmetschspezifischen, teils zu automatisierenden Fertigkeiten, auch das notwendige theoretische Wissen zu vermitteln, das ihnen dabei helfen soll das eigene Tun samt seiner Folgen bewusst zu reflektieren. Weiters sollte innerhalb der Lehrveranstaltungen der adäquate Umgang mit defizitären Dolmetschsituationen mittels verschiedener nützlicher Strategien und Taktiken wie u.a. von Gile (2009) vorgeschlagen, gelehrt und geübt werden. Darüber hinaus muss die eminent wichtige Rolle des selbständigen Übens außerhalb des Dolmetschunterrichts betont, sowie anregende Vorschläge und Hilfestellungen gemacht werden, sodass StudentInnen Selbststudienübungen zur Weiterentwicklung ihrer Dolmetschkompetenz als etwas Selbstverständliches begreifen.

6. Schlusswort

Diese Masterarbeit negiert nicht, dass Menschen ohne ein Studium der Translationswissenschaft im Dolmetschberuf erfolgreich sein können. Nichtsdestotrotz kann aus dolmetschwissenschaftlicher Sicht die Frage „born or made?“ nicht nach einem simplen Ja-Nein-Prinzip beantwortet werden, da gerade Begabung kein strikt wissenschaftlich tragfähiger Begriff ist. Die präsentierten Anforderungen der einzelnen WissenschaftlerInnen an angehende DolmetscherInnen machen zudem deutlich, dass Dolmetschkompetenz nicht einzig allein auf das sprachliche Können reduziert werden kann. Dies würde mit den Grundsätzen einer universitätsgebundenen Ausbildung disharmonisieren.

Fakt ist jedoch, dass die Dolmetschwissenschaft dem Übungsprozess eine fundamentale Rolle beimisst und eine Steigerung der Dolmetschleistung dank Übung tatsächlich erreicht werden kann, was nicht nur die Kognitionspsychologie, sondern vor allem dolmetschwissenschaftliche Arbeiten und Untersuchungen sowie meine eigene Erfahrungen aus dem Studium bestätigen können.

Anhand der dargestellten empirischen Studien samt ihrer Ergebnisse wird ersichtlich, dass StudienanfängerInnen des Dolmetschlehrgangs innerhalb kurzer Zeit beachtliche Fortschritte erreichen können, was einerseits gerade StudentInnen Mut macht, nicht aufzugeben, andererseits dazu motiviert außerhalb der Lehrveranstaltungen regelmäßig und systematisch zu üben. Gerade im Zeitalter des Internets ist der Zugang zu anspruchsvollem und realitätsgetreuem Material noch leichter, als dies noch vor 15, 20 Jahren der Fall war. Auf Speech Repository, Youtube & Co. kann von zu Hause bequem von dem eigenen Laptop aus zugegriffen werden, was wiederum eigenständiges Üben erleichtert (vgl. *Abschnitt 5.4*).

Das in *Kapitel 4* präsentierte Effort Modell hilft Studierenden, sich vor allem jener Prozesse bewusst zu werden, die von ihnen besonders viel Energie fordern sowie ihre Aufmerksamkeit auf die einzelnen Prozesse rationell zu verteilen, und dort wo es möglich ist, Energie einzusparen. Ebenso nützlich erweist sich in diesem Zusammenhang das Erlernen von unterschiedlichen Coping-Taktiken, die bei auftretenden Schwierigkeiten unheimlich entlastend sein können.

Bereits im Beruf tätige DolmetscherInnen können für sich ebenso entsprechende Rückschlüsse ziehen. Auch wenn sie schon im Beruf Fuß gefasst haben, bedeutet das nicht, dass sie sich auf Ihren Lorbeeren ausruhen dürfen. Um im Dolmetschberuf langfristig erfolgreich zu sein, müssen Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht nur bewahrt, sondern kontinuierlich erweitert werden (z.B. im Rahmen regelmäßiger Seminare, Workshops und Schulungen, die u.a. von Berufsverbänden angeboten werden).

7. Bibliographie

- AIIC. 2013. <http://aiic.net/> (zuletzt besucht am 13.10.2013).
- Anderson, John R. 1988. *Kognitive Psychologie. Eine Einführung*. Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft.
- Best, Joanna/ Kalina, Sylvia. 2002. *Übersetzen und Dolmetschen: eine Orientierungshilfe*. Tübingen/Basel: Francke.
- Broadbent, Donald E. 1952. "Speaking and listening simultaneously", *Journal of Experimental Psychology* 43: 267-273.
- Chabasse, Catherine. 2009. *Gibt es eine Begabung für das Simultandolmetschen? Erstellung eines Eignungstests*. Berlin: Saxa.
- Dam, Helle V. 2001. "On the option between form-based and meaning-based interpreting", *The Interpreters' Newsletter* 11: 27-55.
- Europäische Kommission. 2014. <http://ec.europa.eu/> (zuletzt besucht am 22.05.2014).
- Ericsson, Anders K./ Polson, Peter G. 1988. "An experimental analysis to mechanisms of a memory skill", *JExp: Learning, Memory and Cognition* 14: 305-316.
- Feldweg, Erich. 1996. *Der Konferenzdolmetscher im internationalen Kommunikationsprozeß*. Heidelberg: Julius Groos.
- Florczak, Jacek. 2013. *Thumaczenia symultaniczne i konsekwtywne. Teoria i praktyka*. Warszawa: C.H. Beck.
- Gile, Daniel. 1985. „Le modèle d'efforts et l'équilibre d'interprétation en interprétation simultanée“, *Meta* 30 (1): 44-48.
- Gile, Daniel. 1988. „Le partage de l'attention et le 'modèle d'effort' en interprétation simultanée“, *The Interpreters' Newsletter* 1: 4-22.

- Gile, Daniel. 1995/2009. *Basic Concepts and Models for Interpreter and Translator Training*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Healey, F. 1978. "Translators Made, not Born?", *The Incorporated Linguist* 17 (3): 54-58.
- Heine, Manfred J. 2000. „Effektives Selbststudium – Schlüssel zum Erfolg in der Dolmetscherausbildung“, *Dolmetschen: Theorie – Praxis – Didaktik; mit ausgewählten Beiträgen der Saarbrücker Symposien*: 213-230.
- Herbert, Jean. 1952. *Manuel de l'interprète: Comment on devient interprète de conférences*. Genf: Librairie de l'Université Georg.
- Heynold, Christian. 1994. "Interpreting at the European Commission", *Teaching Translation and Interpreting* 2: 11-18.
- Ilg, Gérard. 1980. „L'interprétation consécutive. Les fondements“, *Parallèles* 3, 109-136.
- Kade, Otto. 1963. „Der Dolmetschvorgang und die Notation. (Bedeutung und Aufgaben der Notiertechnik und des Notiersystems beim konsekutiven Dolmetschen)“, *Fremdsprachen* 7 (1):12-20.
- Kalina, Sylvia. 1998. *Strategische Prozesse beim Dolmetschen. Theoretische Grundlagen, empirische Fallstudien, didaktische Konsequenzen*. Tübingen: Günter Narr.
- Kalina, Sylvia/ Buhl, Silke/ Gerzymisch-Arbogast, Heidrun. 2000. *Dolmetschen: Theorie, Praxis, Didaktik mit ausgewählten Beiträgen der Saarbrücker Symposien*.
- Kautz, Ulrich. 2000. *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München: Goethe/Iudicium.
- Kirchhoff, Hella. 1979. „Die Notationssprache als Hilfsmittel des Konferenzdolmetschers im Konsekutivvorgang“, *Sprachtheorie und Sprachenpraxis. Festschrift für Henri Vernay*: 121-133.

- Kurz, Ingrid. 1996. *Simultandolmetschen als Gegenstand der interdisziplinären Forschung*. Wien: WUV-Universitätsverlag
- Kutz, Wladimir. 1985. „Zur Frage der spezifischen Fähigkeiten des Konsekutiv- und des Simultandolmetschens“, *Fremdsprachen* 29 (4): 229-232.
- LaBerge, David. 1973. “Attention and the measurement of perceptual learning“, *Memory and Cognition* 1: 268-276.
- Lederer, Marianne. 1990. “The Role of Cognitive Complements in Interpreting“, *Interpreting – Yesterday, Today, and Tomorrow, American Translators Association Scholarly Monograph Series*, 4: 53-60.
- Mackintosh, Jennifer. 1999. “Interpreters are Made not Born“, *Interpreting* 4 (1): 67-80.
- Matyssek, Heinz. 1989. *Handbuch der Notizentechnik für Dolmetscher. Ein Weg zur sprachunabhängigen Notation. Teil 1 und Teil 2*. Heidelberg: Groos.
- Malinowski, Stephen. “The Magical Number Seven Plus Minus Two: Some Limits on Our Capacity for Processing Capacity“, <http://www.musanim.com/miller1956/> (31.3.2014)
- Miller, George A. (1956). “The magical number seven, plus or minus two: Some limits on our capacity for processing information“, *Psychological Review* 63 (2): 81–97.
- Nida, Eugene. 1964. *Toward a Science of Translating. With Special Reference to Principles and Procedures Involved in Bible Translating*. Leiden: Brill.
- Nida, Eugene. 1981. “Translators are Born not Made“, *The Bible Translator* 32 (4): 401-405.
- Nida, Eugene. 2001. *Contexts in Translating*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Paneth, Eva. 1984. “An Investigation into Conference Interpreting“, *The Interpreting Studies Reader*: 30-40.

- Pinter, Ingrid. 1969. *Der Einfluss der Übung und Konzentration auf simultanes Sprechen und Hören*. Universität Wien.
- Pöchhacker, Franz. 2010. *Introducing Interpreting Studies*. London/New York: Routledge.
- Pöchhacker, Franz. 2001. „Dolmetschen und translatorische Kompetenz“, *Dolmetschen: Beiträge aus Forschung, Lehre und Praxis*: 19-37.
- Puková, Zdeňka. 2008. “Daniel Gile’s Efforts Model and its Application to the Simultaneous Interpreting of Texts Saturated by Numerals and Enumerations“, *Folia Translatologica. International Series of Translation Studies. Prague Translation Studies: The Next Generation* 10: 46-72.
- Rozan, Jean-Francois. 1956/1973. *La Prise de notes en interprétation consecutive*. Genf: George.
- Stolz, Birgit. 2002. „Konferenzdolmetschen. Fertigkeit oder Kunst?“, *Berufsbilder für Übersetzer und Dolmetscher: Perspektiven nach dem Studium*: 131-138.
- Seleskovitch, Danica. 1977. *Langage, langues et mémoire. Étude de la prise de notes en interprétation consécutive*. Paris: Minard Lettres Modernes.
- Seleskovitch, Danica & Lederer, Marianne. 1989. *Pédagogie raisonnée de l’interprétation*. Paris: Didier Erudition.
- Städtler, Thomas. 2003. *Lexikon der Psychologie. Wörterbuch. Handbuch. Studienbuch*. Stuttgart: Kröner.
- Warren, Richard M./Warren, Roslyn P. 1970. “Auditory Illusions and Confusions”, *Scientific American* 223, 30-36.

8. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Kompetenzanforderungsmodell für Dolmetschen nach Pöchhacker (2000:45).....	22
Abbildung 2: Grundsprachliche Kompetenz als Teilbaustein translatorischer Kompetenz nach Best (2002:125).....	24
Abbildung 3: Dolmetschkompetenz als Schnittmenge von drei grundlegenden Kompetenzen, nachgezeichnet nach Florczak (2013:48).....	28
Abbildung 4: Verständliches Beispiel für die flexible Musterkennung bei Menschen.....	37

9. Anhang

9.1 Abstract (Deutsch)

Die vorliegende Masterarbeit befasst sich mit Thema Übung innerhalb der DolmetscherInnenausbildung. Dabei werden folgende Überlegungen angestellt: Welche Rolle kann dem Dolmetschtraining zugeschrieben werden? Wie sollte sich das auf die Dolmetschdidaktik auswirken? Neben der Frage, ob es den/die geborene/n Dolmetscher/in gibt, werden einige grundlegende Anforderungen an StudienanwärterInnen vorgestellt. Anschließend wird der Übungsprozess zunächst aus Sicht der Kognitionspsychologie, schließlich aus der Perspektive der Dolmetschwissenschaft beschrieben. Gleichzeitig wird auf bereits vorliegende empirische Versuche zurückgegriffen. Im Anschluss folgt hilfreiches didaktisches Material, u.a. Taktiken und Vorschläge zum selbständigen Üben.

9.2 Abstract (Englisch)

The aim of this master thesis is to investigate the role of interpreter training and its impact on didactics. Firstly, the thesis tries to answer the question if there is a „born interpreter“. Secondly it gives an overview of general requirements students have to fulfil. Then, the importance of training is described from the perspectives of cognitive psychology in order to show how these findings apply to (simultaneous) interpreting. Furthermore, empirical studies are presented to emphasise the influence of interpreter training. In the end, some practical didactic material is presented (e.g. tactics; how students can practise on their own).

9.3 Lebenslauf

Persönliche Angaben

Vor- und Nachname: Katharina Wilczek

Nachgestellter Titel: BA

Geburtsdatum/-ort: 18.08.1989, Wien

Staatsangehörigkeit: Österreich

Ausbildung

2011 – 2014	Masterstudium <i>Dolmetschen</i> (Englisch, Polnisch), Universität Wien
2010 – 2011	Bachelorstudium <i>Wirtschaftsrecht</i> , Wirtschaftsuniversität Wien
2007 – 2011	Bachelorstudium <i>Transkulturelle Kommunikation</i> (Englisch, Polnisch), Universität Wien
1999 – 2007	Bundesgymnasium Erlgasse, 1120 Wien 8. – 12. Schulstufe sowie Reifeprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg bestanden

Berufliche Laufbahn

Seit 2010	Persönliche Assistenz – Dr. Steiner
Seit 2013	Promoterin POL1 KOMMUNIKATION/FLUGHAFEN WIEN
2010 – 2011	Rezeptionistin – WESTERN UNION International Bank
2010 – 2012	Lehrkraft (Englisch, Deutsch) – LERNQUADRAT
2010	Event-Servicemitarbeiterin – GVO
2009	Büroaushilfe – WIESNER HAGER Außenlager
2008	Call Agentin – Anderle & Meidl OEG UNIQA
Juli 2005	Ferialjob Sekretariatsaushilfe, Steuerberater Dipl.kfm. KALCIK

Referenzen, Verbände und Weiterbildung

Seit 2014	Mitglied der Universitas – österreichischer Berufsverband für Dolmetschen und Übersetzen
2013/2014	Referenz Übersetzerstätigkeit – MMag. Kindler, Arnold Immobilien
Seit 2013	Mitglied des Alumniverbands Universität Wien
2011	Zertifikat Lerntechnik für LERNQUADRAT Lehrkräfte
2010	Zertifikat für das Weiterbildungsseminar Basiskurs 1A+B – GVO-Akademie Wien
2010	Referenz Übersetzerstätigkeit – Triangle Show & Sport Promotion GmbH
2009	Zeugnis Sprachenzentrum der Universität Wien für Spanisch A1
2006	European Computer Driving Licence

Besondere Kenntnisse

Sprachkenntnisse:

Deutsch Muttersprache
Polnisch Muttersprache
Englisch (C2 Niveau)
Französisch (B2 Niveau)
Spanisch (A1 Niveau)

EDV- Kenntnisse:

Windows
Mac OS X
Adobe Photoshop (Grundkenntnisse)
Indesign (Grundkenntnisse)